



DAS WALDVIERTEL

1966
4/5/6

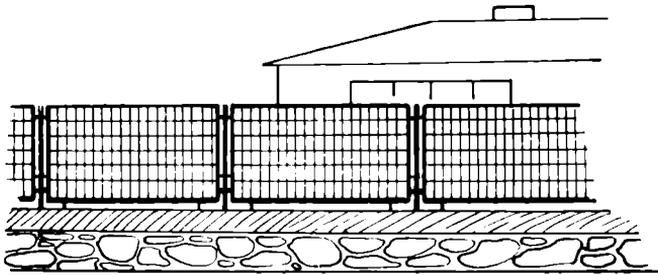
Bauunternehmung

A. Schubrig

Krems/D, Wienerstraße 1

Tel. 32 81 Serie

Eternitwaren / Steinzeugrohre und Futtertröge
Baustoffhandlung für sämtliche Erdarbeiten
mit Bagger und Planierung



Fischer-Gitter-Kipptone

Alle Arten von

- ◆ DRAHTGEFLECHTEN
- ◆ BETTEINSÄTZE

erzeugt **Fa. ADOLF FISCHER KG.**

HERZOGENBURG

Tel. 2782, 3106

Das Waldviertel

Zeitschrift für Heimatkunde und Heimatpflege, vereinigt mit
„Waldviertler Heimat“

15. (26.) Jahrgang

April — Juni 1966

Folge 4/6

Zur Geschichte unserer Zeitschrift

(Ein erfreulicher Rückblick)

Ergänzend zu meiner Würdigung des „Waldviertels“ in der vorigen Folge, seien folgende Zeilen nachgetragen:

Vorerst sei mit allem Nachdruck der Bewunderung und Dankbarkeit Herrn Hans Haberl, dem Gründer unserer Zeitschrift, gegenüber Ausdruck verliehen. Als er für die Idee der Heimatkunde warb, stieß er, wie er in Nr. 8 des zweiten Jahrganges schrieb, allseitig auf kühlste Aufnahme. Volles und warmes Verständnis fand Haberl allein bei Professor Dr. Heinrich Rauscher, der die Leser zur geistigen Mitarbeit für die Heimatbewegung erzog und durch geschichtliche Beiträge nach seinem Geleitwort in der ersten Nummer erreichte, daß die Zeitschrift immer mehr gewürdigt und unterstützt wurde. Haberl nennt den Stab der ersten Mitarbeiter, deren Ausdauer und Treue mit Erfolg belohnt wurde: Professor Dr. Heinrich Rauscher, Fachlehrer Ignaz Jörg, Bezirksrat Edmund Daniek, Lehrer Heinrich Proißl, Lehrer Franz Kaindl, Rudolf Schlager, Ökonomierat Johann Haberl, Sekretär E. Adler, Lehrer Alexander Kurill.

Während Herr Haberl als Herausgeber und Schriftleiter zeichnete, war Herr Diplom-Volkswirt Gerhard Proißl durch volle sieben Jahre der Schriftleiter und getreue Eckart des Blattes, der den neuen Namen „Das Waldviertel“ vorschlug, der prominente Mitarbeiter gewann, die Verbindung mit dem Verein für Landeskunde und Heimatschutz für Niederösterreich sowie zu sämtlichen Heimatmuseen des Waldviertels, als deren Organ unsere Zeitschrift mit Nr. 1/1931 erstmals fungierte, herstellte.

Nach kurzer Tätigkeit Hans Haberls als Schriftleiter, (Jänner bis Oktober 1935) übernahm Professor Dr. Heinrich Rauscher die Redaktion der Zeitschrift, wobei er bis Ende 1936 durch Dr. Hans Mairinger (Volkskundeteil) unterstützt wurde. Von 1937 bis 1938 zeichnete als alleinverantwortlich Professor Dr. Rauscher, der auch 1952 die wieder

zum Leben erweckte Zeitschrift bis Ende 1959, also insgesamt elf Jahre lang betreute. Während Hans Haberl jun., bis zur Einstellung der Zeitschrift der alleinige Herausgeber blieb, übernahm diese Aufgabe seit 1952 der Waldviertler Heimatbund in Krems.

Idealismus und Heimatliebe, getätigt von den Herausgebern, den Schriftleitern, den Mitarbeitern und Lesern, sind der Nährboden, auf dem unsere Zeitschrift bisher gedieh. Ein Blick über die Jahre seit 1927 bestätigt den Ausspruch: „Habent fata sua libelli“.

Franz Rauscher

Dr. Walter Pongratz

Waldviertler Heimatforschung

Heimat kommt von heim; das ist mehr als bloße Wohnung, das bedeutet eine ganz einzigartige Ichbezogenheit. Ich kann der Heimat nicht bloß objektiv, verstandesmäßig gegenüberstehen. Sie ist im eigentlichen Sinn mehr als Staat, Land und Volk. Heimat muß auch nicht mit dem Geburtsort identisch sein, sie ist vor allem nicht das Stück Erde, wo es einem bloß gutgeht. Das Wesentliche ist wohl, daß der Mensch selbst, der betrachtende und erkennende Mensch im Mittelpunkt des Erlebens steht, im Schnittpunkt von Raum und Zeit und von ihm aus ergeben sich alle Beziehungen zur Natur und Kultur, an denen der ganze Mensch mit Körper, Geist und Seele Anteil nimmt. Von hier aus entsteht eine Heimatgebundenheit, ein Heimatbewußtsein, ein Hineinleben in die Heimat, die alles umfaßt, Vergangenheit und Gegenwart, Natur und Kultur, Brauchtum, Landschaft, Religion.

Heimaterkenntnis muß vom Kleinsten, vom Nächsten ausgehen. Daraus ergibt sich dann ein geistiges Verwurzelztsein mit dem Boden, seiner Geschichte, seinen Menschen, seiner Kultur und der bestimmten Eigenheiten seiner Landschaft. Und so entsteht letzten Endes das, was wir Heimatliebe nennen. Nun aber stehen Erkennen und Lieben in Wechselwirkung. Was wir nicht kennen, lieben wir nicht. Um die Heimat richtig lieben zu können, muss ich sie richtig kennenlernen. Dazu genügt nicht, die Heimat bloß zu erwandern, sondern es ist auch ihre Vergangenheit durch die Forschung aufzuhellen. Somit stellt die Erforschung der Heimat jenen Weg dar, welcher reicheres Wissen und bessere Kunde von der Heimat vermittelt und zu immer tieferen Heimaterleben hinführt.

Eine gute Heimatkunde, die das Erforschte und Erschaute zusammenträgt, wird also niemals die einzelnen Fächer unverbunden nebeneinanderstellen, sondern die Lebenseinheit von Natur und Kultur, Geschichte aufzeigen. Sie wird von der heimatlichen Naturlandschaft zur Kulturlandschaft führen. Auch die Heimatkunde eines Ortes darf nicht im luftleeren Raum gesehen werden, sie muß hineingestellt werden in eine größere Einheit gleicher geschichtlicher und kultureller Prägung, in das große Geschehen jener Landschaft, in welche dieser Ort organisch eingegliedert ist.

Der Lehrer und Volksbildner auf dem Land wird nur selten eine fertige gute Heimatkunde seines Wirkungskreises vorfinden. Pfarr- und Schulchroniken lassen oftmals viel zu wünschen übrig und müßten auf jeden Fall kritisch überprüft werden. So wird sich der Heimatforscher auf dem Land eine Heimatkunde selbst erarbeiten müssen, die im Idealfall zur Landschaftskunde werden muß. Diese Landschaftskunden bauen auf den natürlichen, physiographischen Gegebenheiten auf.

Welche Quellen stehen uns zur Verfügung?

1. Wenn uns vorerst keine schriftlichen Quellen zur Verfügung stehen, so sind Schauen und Beobachten die Ausgangspunkte der Forschung. Unsere Untersuchung gilt zunächst dem Verhältnis Boden - Mensch, der Siedellandschaft. Die Landschaft mit ihren Pflanzen, Tieren, die Höhenlage, das Klima usw. sind Gegenstand unseres Beobachtens. Die Dichte der Siedlung, Städte und Dörfer geben uns Auskunft. Burgen und Schlösser, alte Pfarrorte, Klöster und Stifte haben die Landschaft geprägt.

2. Damit sind wir auch schon in den unmittelbaren Quellen der Heimatforschung. Mehr noch als die schriftlich überlieferten Quellen sagen uns die Siedlungs- und Flurformen etwas über Ursprung, Gründung und früheste Geschichte. Eine weitere Quelle der Heimatforschung sind die Namensformen, vor allem die Flurnamen. Bei der Deutung der Ortsnamen ist größere Vorsicht anzuwenden. Zur Namensforschung gehört auch die Beschäftigung mit den Familiennamen. Die Aufgabe der Familienforschung sollte nicht nur individualistisch und zweckhaft betrieben werden.

Die Kirchenbücher, die vereinzelt bis ins 16. Jahrhundert zurückreichen, bieten reiches Material. Man kann u. a. feststellen die Bevölkerungsbewegung, Erbfolge, Kinderzahl, Generationswechsel, Krankheiten, Todesursachen, die Einzugsradian genauso wie die Inzucht, Landflucht und Überfremdung. Auch die Vornamensstudien lassen manchen Schluß zu. Die Führung von Familien- und Sippenbüchern wäre eine dankenswerte Aufgabe auch für den Lokalforscher. Für die Bevölkerungsbewegung sind auch die Volkszählungsergebnisse seit 1850 eine gute Quelle.

Durch die Beobachtung von Sitte und Brauchtum im Ablauf des Kirchenjahres und des Lebensablaufes des Menschen können gute Ergebnisse erzielt werden. Dazu kommen noch Familienliturgie, Wallfahrten, religiöses Brauchtum, Tanz und Spiel. Dem Sammeln des Sagen gut es ist größte Aufmerksamkeit zu schenken.

Auch auf dem Gebiet der Kunst, Geschichte und Kunstpflege könnte manches noch erfaßt werden, wie z. B. Kunstdenkmäler in Ort und

Landschaft, Marterln, Bildstöcke und Gegenstände der bäuerlichen Volkskunst.

Zu den geschichtlichen Denkmälern im engeren Sinne zählen auch die Denkmäler des Bodens, die Bodenfunde, denen wir eine besondere Aufmerksamkeit zuwenden sollen.

3. Nach Ausschöpfung aller unmittelbaren Quellen können wir uns weiteren geschichtlichen Quellen zuwenden. Dazu gehören Urkunden, Chroniken, Urbare, Grundbücher, Besitzstand und Seelenverzeichnisse, Inschriften, Grabsteine und Münzen. Schließlich kommt noch die einschlägige heimatkundliche und geschichtliche Literatur dazu.

Zu einer geplanten Orts- und Schulgeschichte ist zu sagen, daß jeder Ort seine Geschichte hat, auch wenn das große Geschehen ihn nur am Rande berührt hat. Der mittelalterliche und frühneuzeitliche Mensch ist gar nicht anders zu erfassen als als Glied eines Verbandes, einer Gemeinschaft, wie es die Dörfer und Städte, die Pfarren, die Grund- und Gerichtsherrschaften sind. Dabei muß die Geschichte richtig gesehen werden und es ist manche Korrektur der früheren Auffassungen nötig.

Über die durchaus geregelten Verhältnisse auf dem Dorf selbst geben die n.ö. Pantheitinge und Weistümer, also die älteste Dorfdemokratie Zeugnis. Über die n.ö. Bauernkriege gibt es heute schon eine Reihe guter historischer Darstellungen, ebenso über die Ereignisse der Reformation und der Gegenreformation.

Seit dem 17. Jahrhundert finden sich auch Zeugnisse der n.ö. Bauernschutzgesetzgebung. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden auch die herrschaftlichen Grund- und Steuerbücher den staatlichen Gerichten abgeliefert, wo sie sich zum Großteil heute noch befinden. Viele der älteren Grund- und Herrschaftsbücher aber befinden sich noch an ihren alten Aufbewahrungsorten in den geistlichen und weltlichen Archiven. Besonders die Stifts- und Klosterarchive sind wahre Fundgruben für den Heimatforscher. Dort finden sich noch viele Urbare, Grundbücher, Kanzleiprotokolle, Heirats-Kauf- und Inventurprotokolle.

Die bedeutendste Quelle für die ältere Orts- und Verwaltungsgeschichte aber ist all das Material, das die Wiener öffentlichen Archive beherbergen. Vor allem sei hier genannt:

das n.ö. L a n d e s a r c h i v in der Herrengasse 11 und 13.

Hier befinden sich nicht nur die ständischen Akte, die Lehenbücher usw. sondern auch die sogenannten Fassionen, das sind die Grundaufnahmen von 1750, 1786/87 und 1825. Diese Fassionen geben einen repräsentativen Querschnitt durch die bäuerliche Bevölkerung Niederösterreichs mit genauen Angaben ihres Besitzes. Hier sind alle Untertanen erfasst, sofern sie nur einen kleinen Besitz hatten. Hier finden sich aber auch die alten Katastralmappen aller n.ö. Gemeinden aus der ersten genauen Landvermessung 1823 bis 1825. Die Verzeichnisse dieses Archivs enthalten auch die auswärtigen n.ö. Archivalien, die sich noch in ihren alten Aufbewahrungsorten befinden (z. B. in den Bezirksgerichten).

Als weitere Archive seien dann noch genannt:

das H o f k a m m e r a r c h i v in der Johannesgasse (Wien I.),

die D i ö z e s a n a r c h i v e in Wien und St. Pölten,

das W i e n e r H a u s -, H o f - und S t a a t s a r c h i v (Wien I.)

Von den Schatzkammern des Geistes, den Bibliotheken, kommt für den Heimatforscher vor allem die n.ö. Landesbibliothek in der Herrengasse 13 in Frage. Dort finden wir neben Nachschlagewerken, die grossen Topographien, die gedruckten Weistümer und Urkundenbücher, Kunsttopographien, den grossen Niederösterreichischen Atlas und auch die bedeutendsten Quellenveröffentlichungen.

Die Wiener Universitätsbibliothek hat alle n.ö. Druckwerke als Pflichtwerke und es finden sich auch viele landesgeschichtliche Doktorarbeiten in ihren Beständen. Von hier aus ist auch eine Fernleihe möglich.

In der Österreichischen Nationalbibliothek finden sich vor allem viele Handschriften und ältere Werke.

Zuletzt möchte ich noch die Frage behandeln, wie sich die Heimatforscher gegenseitig helfen können, welche Institutionen, Gesellschaften, Vereine in Niederösterreich bestehen, die heimatkundliche Ziele verfolgen und was es im Lande für laufende Veröffentlichungen gibt, die im Dienste der Heimatforschung stehen. Dazu würde ich vorschlagen:

1. Eine Kartei der n.ö. Heimatforscher mit Angabe ihres speziellen Forschungsgebietes. Die rund 300 Mitglieder umfassende Arbeitsgemeinschaft der Heimatforscher im Bildungs- und Heimatwerk Wien I., Bankgasse 2, ist derzeit daran, eine solche Kartei anzulegen.

2. Errichtung einer Schrifttumsnachweisstelle, die auch Zeitschriften und Zeitungen erschließt und eine Quellennachweisstelle. Leider gibt es eine derartige Stelle für Niederösterreich noch nicht. Lediglich für das Waldviertel wurde an der Kremser Lehrerbildungsanstalt ein Anfang gemacht.

3. Gründung heimatkundlicher Gemeinschaften und Vereinigungen oder der Ausbau von bestehenden, regelmäßige Zusammenkünfte und Arbeitstagungen. Die schon genannte Arbeitsgemeinschaft der Heimatforscher im Heimatwerk hält seit 1960 regelmäßige Tagungen ab.

Sehr eifrig ist der Verein für Landeskunde von Niederösterreich, der seit über 100 Jahren wirkt, eine heimatkundliche Zeitschrift „Unsere Heimat“ herausbringt und regelmäßig Vorträge und Exkursionen durchführt.

Im Waldviertel ist der Waldviertler Heimatbund tätig, der seit 1928, bzw. 1952 die Zeitschrift „Das Waldviertel“ mit den „Kulturnachrichten“ herausgibt.

4. Veröffentlichung der Forschungsergebnisse und Mitteilungsblätter, die die Interessenten über Fragen der Heimatkunde informieren und Verbindung mit den einzelnen Forschern herstellen. Hier gibt es wenig Möglichkeiten. Neben den genannten Zeitschriften „Unsere Heimat“ und „Das Waldviertel“ sind noch die Kulturberichte aus NÖ. als Beilage der amtlichen Nachrichten der n.ö. Landesregierung, die NÖ. Illustrierte und Mitteilungsblätter der Kulturämter verschiedener n.ö. Städte und Bezirkshauptmannschaften zu nennen.

5. Notwendig ist auch die Honorierung derartiger Arbeiten in irgendeiner Form und die Schaffung wissenschaftlicher Preise durch das Land. Hier sind schon verschiedene Anfänge gemacht worden.

Echte erfolgversprechende Heimatkunde ist nur durch die Zusammenarbeit von Stadt und Land, vom Volksbildner auf dem Land mit dem Univ.Prof. an der Hochschule möglich. Die Lokalforschung ist ebenso wichtig wie die Forschung in den großen wissenschaftlichen Instituten, Archiven und Bibliotheken. Beide Teile sind aufeinander angewiesen und müssen sich gegenseitig ergänzen. Idealismus aber, der heute schon selten geworden ist, ist nötig. Bei Heimatforschung läßt sich nicht viel verdienen, sie kostet Zeit und Geld, aber sie ist Dienst an der Heimat, am Volk. Heimatforschung führt zur Heimatliebe und diese führt wieder zur Ehrfurcht vor dem, was über uns ist, ebenso wie vor dem Kleinen und Kleinsten.

Wo findet man gedruckte Materialien zu einer Heimat- oder Ortskunde?

(Vergleiche die Aufsätze von G. Koppensteiner und G. Reingrabner in diesem Heft)

1. Allgemeines:

F. Schweickhardt von Sickingen: Darstellung des Erzherzogtums unter der Enns. Wien 1831-41. Viertel ober dem Mannhartsberg. (ein wenig veraltet!)

(Kirchliche) Topographie des Erzherzogtums Österreich (Darstellung nach Dekanaten). 4 Hauptteile (VoMB). Wien 1835 ff. (Vorsicht, da etwas veraltet!)

Geschichtliche Beilagen zum Diözesanblatt der Diözese St. Pölten. 15 Bände. St. Pölten seit 1878 ff. Hauptsächlich das Waldviertel betreffend. Besonders die Bände 6, 9, 11—14.

Fontes Rerum Austriacarum. Wien 1851 ff. Betrifft die Urkunden und Stiftungsbücher z. B. von Zwettl, Altenburg, Geras usw.

Topographie von Niederösterreich. Herausgegeben vom Verein für Landeskunde von N.Ö. Band 1—7. Wien 1877 ff. Bis zum Buchstaben St. Peter. (Alphabetisch nach den Orten)

Österreichische Kunsttopographie. Wien 1911 ff. Denkmale der politischen Bezirke Zwettl, Horn, Waidhofen an der Thaya, Krems und Pöggstall. (Teilweise überholt!)

Dchio, Die Kunstdenkmäler Niederösterreichs. Wien 1953 ff.

Franz Eppel: Das Waldviertel. Seine Kunstwerke. Salzburg 1963.

Th. Wiedemann: Geschichte der Reformation und Gegenreformation im Erzherzogtum Österreich unter der Enns, 5 Bände, 1879 ff.

M. Ricsenhuber: Die kirchlichen Kunstdenkmäler des Bistums St. Pölten. 1923.

Karl Lechner: Besiedlungs- und Herrschaftsgeschichte des Waldviertels. Wien 1937. (7. Band des „Waldviertels“ herausgegeben von E. Stepan.)

Das Waldviertel. Herausgegeben von E. Stepan. 7 Bände, Wien 1925-1937. Urgeschichte, Kunstgeschichte, Brauchtum, Industrie, Literatur, Geologie, Geschichte usw..

G. E. Friess: Die Herren von Kuenring. Wien 1874.

Georg Binder: Die niederösterreichischen Burgen und Schlösser. 2. Teil: Nördlich der Donau. Wien 1925.

Eine Burgenkunde des Waldviertels wird vorbereitet.

2. Bezirkskunden:

Rupert Hauer: Heimatkunde des Bezirkes Gmünd. 2. Auflage. Gmünd 1951.

Josef Traxler: Heimatkunde des politischen Bezirkes Zwettl. Zwettl 1888.

Waidhofner Heimatbuch. Waidhofen 1929.

Alois Plessner und W. Groß: Heimatkunde des politischen Bezirkes Pöggstall. Pöggstall 1928.

Heimatkunde des Bezirkes Horn. Horn 1933.

3. Zeitschriften:

Die Zeitschriften enthalten in ihren letzten Nummern die neuesten Erkenntnisse der Forschung und zahlreiche Ergänzungen zu den Topographien und Bezirkskunden. Sie werden inhaltlich zumeist durch Generalregister (Verfasser und Schlagworte) erschlossen.

Blätter des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich und Wien 1865—1901.

Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich. Wien 1902 ff.

Monatsblatt des Vereins für Landeskunde. Wien 1902—1927.

Unsere Heimat. Wien 1928 ff.

Das Waldviertel. Waidhofen an der Thaya. 1928—1938. Krems an der Donau. 1952 ff

Kulturberichte der n.ö Landesregierung. Seit 1950 ff.

Kulturelle Beilagen zu den Amtsblättern der Bezirkshauptmannschaften, wie z. B. für Krems an der Donau.

4. Ortskunden:

Es gibt für zahlreiche Orte des Waldviertels gedruckte Ortsgeschichten, wie z. Beispiel über Krems, Horn, Eggenburg, Raabs, Gmünd, Litschau, Frauenhofen, Kautzen usw. Ich weise auf die zahlreichen Ortskunden von Propst Stefan Biedermann hin.

Hinweise und Auskünfte darüber geben die Niederösterreichische Landesbibliothek, Wien 1. Herrengasse 13 und die Wiener Universitätsbibliothek, Wien 1., Dr. Karl Luegerring 1.

Ich werde versuchen, in den folgenden Nummern unserer Zeitschrift eine Waldviertler Bibliographie zusammenzustellen.

Das Renaissancebürgerhaus im Waldviertel

In meinem Aufsatz „Das Renaissancebürgerhaus in der Wachau“, der in der Juninummer 1957 dieser Zeitschrift erschienen ist, wurde nur ein Teilgebiet des Waldviertels behandelt. Da es aber auch die Renaissancehäuser des übrigen Teiles jenes schönen niederösterreichischen Gebietes, das wir Waldviertel nennen, verdienen, daß man ihnen Beachtung zollt, sei es gestattet auf sie hinzuweisen, zumal, wie ich in der Einleitung zu meinem ersten Aufsatz zu sagen erlaubte, die Renaissance in Österreich weit weniger Bewertung findet, deren sich die übrigen Stilperioden, namentlich das Barock, erfreuen. Auf Vollständigkeit machen meine Angaben keinen Anspruch. Vielmehr verfolgen sie den Zweck, die Leser zu selbständig anzustellenden Vergleichen und zur Erforschung bisher unbekannter Renaissanceobjekte anzuregen.

Reich an Bürgerhäusern aus der Zeit der Renaissance ist Langenlois. In dieser Stadt gibt es eine Reihe von Bauten, die alle Charakteristika dieser Kunstrichtung aufweisen. Der Gasthof „zum weißen Schwan“ am Kornplatz 1/2 zum Beispiel hat ein Rundbogentor und einen reizenden Laubenhof, dessen toskanische Säulen mit ungleichen Schwellungen auf der ungegliederten Brüstung des ersten Stockwerks stehen, noch dazu in verschiedenen Abständen, die mit denen des Erdgeschoßes der Pfeilerarkaden nicht gleich gehen. Gerade das aber macht den eigentlichen malerischen Reiz dieses Hofes aus, wozu noch eine in die Ecke gestellte Freitreppe wesentlich beiträgt. Das Haus Nr. 6 auf diesem Platze fällt durch eine Renaissancefassade und den Giebel auf, ferner durch die typischen Bauelemente aus der Zeit der Renaissance, da sind Rundbogenportal, Breiterker, Grabendach. Im ersten Stockwerk des Hauses befindet sich eine schöne Halle mit einem Spiegelgewölbe. Eine getreppte Fassade ziert das Haus Kornplatz 8, durch dessen Rundbogenportal man in einen reizvollen Hof gelangt, der einen kennzeichnenden Renaissancestiegenaufgang aufweist. Das Haus Nr. 9 auf diesem Platz hat ein prächtiges Renaissancetor. Der Arkadenhof des Gasthofs „zur weißen Rose“ in der Kremserstraße 2 ist besonders schön. Im ersten Stockwerk sind doppelt so viele Rundbogensegmente auf kapitellgekrönten Pfeilern als im Erdgeschoß festzustellen, dessen stark abgefaßte Pfeiler kapitellos sind. Erwähnt müssen noch die reizenden Runderker dieses Hauses werden. Auch in der Kremserstraße steht ein Renaissancebau, auf Nr. 11. Ein großer Arkadenhof ist im Hause Rudolfsgasse zu sehen. Ein Stuckdeckengewölbe und eine schöne Kassettendecke sind noch im Hause Waltergasse 6 erhalten, auf dessen Dach übrigens zwei Renaissancerauchfänge stehen. Die wertvolle Rokokofassade des Hauses Waltergasse 10 darf uns nicht darüber täuschen, daß sich hinter ihr ein Renaissancebau verbirgt. Wir wollen noch der Hoflaube im ersten Stock des Hengelmüllerhofes gedenken mit ihren weitgespann-

ten, breiten Bogenöffnungen. Die auf schmalen Basisplatten aufruhenden walzenförmigen Rundsäulen tragen schlichte Kapitelle, darüber ein Fries von kleinen Blendbogenarkaden. Schließlich mögen noch die Häuser Bahnstraße 8 und Holzplatz 1 angeführt sein, das erste besitzt einen Arkadenhof mit jonisierenden Säulen, das zweite einen Hof mit Freitreppe.

An dem mit dem Starhembergwappen (in ovaler Einblendung) und der Zahl 1707 im Vierpaß darüber gekennzeichneten Haus Nr. 86 in Senftenberg wurden Sgraffiti und das Jahr ihrer Entstehung, 1575, freigelegt. Die Wandmalereien zeigen in volkstümlicher Art Bilder aus dem Alten Testament und der Antike, ornamentale Verzierungen und zwei Liegefiguren über dem Portal, diese sind „ein letzter dörfischer Nachklang von Michelangelos Tageszeiten der Mediceergrabmale in Florenz“ (Donin).

In Gars ist es vor allem der Pfarrhof, der uns anzieht, mit seinem schönen Runderker. Über ihm läuft das Kranzgesimse des Hauses mit Quaderung und nach venezianischer Art enggestellten Konsolen hin. Unter dem Ablauf bückt sich eine Halbfigur. Das rundbogige Portal des Pfarrhofs ist von Rustikaquadern rechteckig gerahmt. Ein Volutenkeilstein stellt die Verbindung mit der Attika her, was wieder an Venedig erinnert. In dieser ist nebst eines farbigen Reliefwappens eine Inschrift, die den Erbauer und das Jahr 1595 nennt. Als Krönung des Portals ein Flachgiebel mit dem Reichsadler in Rollwerkkartusche und der Inschrift „Non sibi sed tibi“. Bemerkenswert sind die in die Mauer des Hauses Nr. 62 eingelassenen kleinen, runden Steinplatten, die an die venezianischen Patere gemahnen. Die Renaissancehäuser Gars Nr. 11, 14, 56 und 58 stammen aus dem 16. Jahrhundert.

In Eggenburg finden wir viele Bürgerhäuser aus der Renaissance, deren Schönheit weit über die Grenzen unseres Landes bekannt sind. So zählt das „Gemalte Haus“ zu den Juwelen der Bauobjekte aus dieser Zeit. Neben dem prächtigen Portal gibt es schöne Rechteckerker zu sehen. Ganz besonderen Reiz jedoch verströmt die reich mit Sgraffiti versehene Fassade (1547 gemalt). In den Fensterlünetten spielende Kinder, daneben Darstellungen aus dem Alten Testamente, als deren Vorbilder Holzschnitte von Virgil Solis anzunehmen sind. Am Pfarrhof (Pfarrgasse 6) fällt uns besonders das schöne Rundbogentor auf, das von zwei Pilastern flankiert wird, auf denen zwischen Gesimsen die Attika ruht. Über dem Tor ein kassettierter Rundbogen mit Rosetten- und Delphinornamenten in den Zwickeln. Über dem Gebälk ein Aufsatz mit Delphinen, die in Ranken mit Granatapfelendigungen übergehen. Interessant ist auch das Haus Grätzl 2. Über der Flechtbandrahmung der Türe ruht ein Architrav mit Ranken und geflügelten Genien, die einen Wappenschild mit gekreuzten Fischen halten. Über dem zahnschnittbesetzten Abschlußgebälk zwei Delphine, Neptuns Dreizack in den Flossen. In der Halle des ersten Stockes ein Wandbrunnen. Beiderseits seiner Muschelische kannelierte Pilaster, darüber ein Architrav mit Dreiecksgiebel, in dem die Initialen des Besitzers und sein Wappen Platz fanden. Auf dem Giebel zwei heraldische, eine Urne haltende Löwen. Der Hauptplatz Eggenburgs ist förmlich umsäumt von Renaissancebürgerhäusern. Das Haus

Nr. 2 des Platzes stammt aus 1572, das Haus Nr. 3 (mit einem Grabendach und einem Giebel) aus 1534, Nr. 4, das Apfelthalerhaus, hat über den Fenstern gesprengte Giebel mit antikisierenden Büsten in der Mitte, dann wäre noch Nr. 6 und Nr. 16 zu nennen und Nr. 21 (mit Giebel und Grabendach.) Eggenstraße 5 besitzt Segmentgiebel, das Haus 7 in derselben Straße geschwungene Fenstergiebel mit Kugelaufsätzen. Den Abschluß möge das Haus Kremserstraße 6 bilden, das wegen seines Portals angeführt werden muß.

Auch in Horn wird die Umrahmung des Hauptplatzes von zahlreichen Renaissancehäusern gestellt. Es seien davon genannt das Haus Nr. 1 wegen seiner Säulenarkaden im Hof, Nr. 3 wegen eines ähnlichen Hofes und seines Portals, Nr. 11 ob seiner Rundtreppe, Nr 15 wegen Säulenarkaden und Treppe und Nr. 16 wegen seines Rundbogenportals. Der Kirchenplatz weist auch manches Renaissancehaus auf, von ihnen mögen erwähnt sein Nr. 5 (Säulenarkaden im Hof), Nr. 6, der Gasthof „zur Post“, (Halle mit Renaissancestuckgewölbe), Nr. 9, Gasthof „zum schwarzen Adler“ (Säulenarkaden im Hof, Renaissancefassade), Nr. 10 (Reste von Sgraffiti, Renaissancehalle), Nr. 11 (Pfeilerarkaden im Hof und Renaissancehalle) und Nr. 12. (schöne Säulenhalle). Das Haus Florianigasse 1 ist ein Renaissancebau mit beachtlicher Fassade, beim Haus Pragerstraße 2 fällt das Portal aus 1615 auf. Zwei Häuser in der Wienerstraße mögen hier erwähnt sein, Nr. 13 wegen seines Volutengiebels und Nr. 29 wegen seines wertvollen Stuckgewölbes. Auch sei das Bezirksgericht nicht vergessen, das Sgraffiti (mit Passions- und anderen Darstellungen) zeigt.

Seines prächtigen Giebels wegen muß das Rathaus in Falkenstein vermerkt werden. In den Nischenbogen des wunderbaren, dreigeschoßigen Giebels sind Rundlöcher zu sehen, unter der Giebelspitze eine an die venezianischen Patere gemahnende Scheibe. Zu seiten der Voluten an venezianische Tabernakelfialen erinnernde Aufsätze. Die ehemaligen Sgraffiti sind leider übermalt. Im Obergeschoß ist die Ratsstube mit geschnitzter Holzdecke sehenswert.

Das Rathaus in Pulkau ist ein platzbeherrschendes Gebäude aus zwei giebelseitig gestellten Häusern mit einem von Freitreppen flankierten Mittelturm. Seinen schönen Hof ziert ein Runderker. Eben in diesem Ort ist der Rote Hof, Eggenburgerstraße 18 bemerkenswert. Je drei Tabernakelfialen an den beiden Giebelseiten lassen uns wieder an Venedig denken. Dergleichen das Rundbogenportal mit Wappen in den Zwickeln, dem Volutenkeilstein und den Aufsätzen. Die Häuser Hauptplatz 1 (Hof mit Arkaden) und Nr. 10 stammen aus der Zeit der Renaissance, ferner das Haus Kirchengasse 1 (Hof mit Arkaden).

In Retz steht das wohl imposanteste, interessanteste und daher auch bekannteste Renaissancebürgerhaus des Waldviertels, das Verderberhaus. Eigentlich sind es zwei Häuser, Hauptplatz 15 und 40, beide von einheitlicher Gesamtwirkung, die durch die Zinnenbekrönung und die Straßendurchfahrt im zurückspringenden Mittelteil der Häuser noch erhöht wird. Über dem noch spitzbogigen Tor dieser Durchfahrt ein Wappen mit der Devise „Alles mit der Zeit“ zwischen Standbildern des Glaubens und der Gerechtigkeit. Die Fassadengliederung ist ausschließlich

horizontal betont. Dieser Renaissancebau ist noch im besten ursprünglichem Zustand. Ein prachtvolles Bauwerk haben wir auch in dem nach seinen reichen Kratzputzarbeiten so genannten Sgraffitohaus, Hauptplatz 129 zu erblicken. Diese Wandbilder, die erst 1928 entdeckt wurden, gehören zu den bedeutendsten Sgraffiti ganz Niederösterreichs. Die Schauwände des Eckhauses sind in acht Streifen gegliedert und zeigen von oben nach unten Sprüche, Bilder, Medaillons mit Titeln, Sprüche Bilder mit Titeln usw. gegen den Hauptplatz zu sind die Sagen des Altertums, biblische Geschichten und die 10 Lebensalter dargestellt. Als Vorlagen dienten auch hier Holzschnitte von Virgil Solis. Wegen seines eigenartigen Portals müssen wir dem Hause Hauptplatz 43 ein wenig Augenmerk schenken. Das Gewände dieses Portals hat vertiefte Rechteckfelder und kannelierte Kapitelle, auf denen ein Rundbogen mit eingebledeten Feldern sowie eine Rechteckrahmung ruht. Diesen Rahmen beleben Meerestiere und elegant geschwungene Ranken. Das Portal ist mit jenem des Nebenhauses (Hauptplatz 4) verwandt, nur geschlossener und stilistisch fortgeschrittener. Den Hauptplatz zieren ferner die Häuser Nr. 120 (Rundbogenportal), Nr. 121 und 122 mit geschwungenem Giebel. Das beachtliche Portal des Hauses Schmiedgasse 31 aus 1570 soll noch erwähnt werden und der Volutengiebel des Hauses Altstadt Nr. 8. In der Znaimerstraße steht der Pilgramhof, ein alter Renaissancegutshof. Im Unterbau gehört der den Stadtplatz beherrschende mächtige Rathauerturm von Retz stilistisch noch zu der gotischen Marienkapelle, die im 16. Jahrhundert zum Rathaus umgebaut wurde. In den oberen Stockwerken zwei- und dreiteilige Renaissancefenster.

In Egelsee ist das Haus Nr. 53 wegen seines Sgraffitofrieses (Delphine und Palmetten) sehenswert, in Pöggstall der Meierhof mit seinen venezianischen Halbkreisziinnen über einem Fries aus schräggestellten Ziegeln und an den Kanten aufgesetzten Rundtürmchen. (Ähnliches am Passauerhof in Stein und in St. Michael.)

Auch in Zwetl gibt es eine ansehnliche Reihe von Renaissancebürgerhäusern, so z. B. in der Unteren Landstraße. Das frühere Rathaus, jetzt Bezirksgericht, war einst reich mit Wandmalereien bedeckt. In der Mitte der Giebelfront der Turm und pyramidengekrönte Eckpfeiler. Das Haus Landstraße 65 hat einen Arkadenhof mit Säulen und Pfeilern. Beim Gasthof Artner, Oberhof 25, bemerken wir den venezianischen Einfluß an den eng aneinander gereihten Konsolen unter den Dachansätzen.

Wie in so vielen Orten in unserer Gegend wird auch der Hauptplatz von Waidhofen an der Thaya von Renaissancehäusern eingesäumt. Es fallen unter anderen auf Nr. 2, ferner Nr. 11 mit schönem Sternengewölbe und Rundtreppe und Nr. 26 mit Sgraffitoresten. Ein Giebelhaus steht in der Böhmstraße auf Nr. 12. Das Rathaus, ein im Kern rechteckiger, zweistöckiger Renaissancebau, ist wegen seiner Ortseinfassung und des Stufengiebels und des Dachreiters anzuführen.

In Gmünd wenden wir uns zuerst dem Hause Hauptplatz 4 zu, dessen Portal mit sieben vertieften Feldern und Rundscheiben im Gewände und dessen Torbogen höchst eindrucksvoll sind. Über dem Sturz ist ein rechteckiger Aufsatz mit einem Allianzwappen angebracht. Das Haus hat einen Zinnengiebel, im Innern eine Renaissancehalle aus 1576. Das Haus

Nr. 43 weist Sgraffiti auf, Nr. 44 Sgraffiti und einen Zinnengiebel. Auch das Rathaus ist sgraffitigeschmückt und besitzt überdies einen geschweiften Giebel.

Zum Schluß wollen wir noch einige Renaissancebürgerhäuser der Stadt Weitra anführen. Den Bau Rathausplatz 4 zieren Sgraffiti. Jene zwischen den oberen Fenstern stellen römische Heldensagen, jene zwischen den unteren Fenstern die zehn Lebensalter (wie in Retz) dar. Sgraffiti weist auch das Haus Rathausplatz 9 auf. Renaissancebauten dieses Platzes stellen auch die Häuser Nr. 10 bis 16 dar, die Häuser Nr. 14 bis 16 haben allerdings Fassaden aus dem 18. und 19. Jahrhundert. Die späte Nachblüte eines Renaissanceportals mit stark betontem Schlußstein und Wappen zu beiden Seiten desselben sehen wir am Rathaus von Weitra. Das Gewände und der Segmentbogen tragen Rautenmuster, die sich vielleicht als eine Erinnerung an die in Niederösterreich häufig vorkommenden normännischen Rauten in romanischen Bauten entpuppen. Ein Keilsteinrundbogentor, steinere Fensterstürze, ein dreigeschoßiger Ziergiebel mit Rundzinnen, Lisenen mit Kugelaufsätzen vertragen starken venezianischen Einfluß. Eine Fassade mit schmalen Pilastern, einem geschwungenen Giebel mit Rundluken, darüber ein Rundbogenabschluß mit Kugelbekrönungen kennzeichnen das Haus Untere Landstraße 147.

Ich bin nun am Ende meiner Ausführungen angelangt und möchte nochmals betonen, daß sie einer Bestandsaufnahme nicht im mindesten gleichzusetzen sind, worüber sich der Verfasser von vornherein im klaren war. Auch die Beschreibung der einzelnen Bauten und ihrer charakteristischen Einzelheiten konnte nicht mit jener Akribie erfolgen, die sie verdienen. Der Aufsatz würde zu umfangreich geworden sein. Das Wichtigste glaube ich zum Thema gesagt zu haben. Ein Rest bleibt immer.

Gottfried Oesterreicher

BUCHHANDEL

KREMS AN DER DONAU, Utzstraße 9

Fernruf 2434

Besorgt raschest alle wo immer angelegten Bücher

Beiträge zur Geschichte von Schweiggers

1. Kirche und Pfarre Schweiggers

Im Jahre 1197 wird die „ecclesia Swikers“ in einer Urkunde erstmals erwähnt, welche Hadmar II. von Kuenring das Patronatsrecht über die Pfarre Schweiggers bestätigt¹⁾. Mit Sicherheit ist anzunehmen, daß die Pfarre schon früher bestand und bereits von Hadmars Vater Albero als Eigenkirche mit dem Patrozinium zum Hl. Ägidius gegründet wurde²⁾. Die Kuenringer hatten das ganze pfarrliche Recht mit Grundbesitz und Zehenten dieser Kirche inne. Hadmar bekam das Patronat und die Vogtei über die Kirche in Swikers nach dem Erbrecht, und zwar auf Grund der Stiftungsurkunde und des Rechtes der kanonischen Verjährung (damals 40 Jahre) zugesprochen³⁾. Die Kirche ist somit vor dem Jahre 1157 erbaut worden. Die Siedlung Swikers umfaßte zur Zeit der Ausstellung der Urkunde die Kirche und die sie umgebenden Häuser, vielleicht auch die Angersiedlung in der Talmulde der Thaya, das spätere „Gaidorf“. Vielleicht lag dort auch das Haus, das 1180 in einer Urkunde genannt wird⁴⁾. Hadmar II. erläßt darin dem Kloster Pomuk (ehemaliges Zisterzienserstift südöstlich von Pilsen in Böhmen) die Abgaben bei seiner Maut in (Alt-) Weitra und von dem Haus mit Gründen in Schweiggers⁵⁾.

In einer Urkunde des Jahres 1217 wird Schweiggers als Markt bezeichnet⁶⁾. Damals schenkt Hadmar II von Kuenring seiner Tochter Gisela und deren Kindern als Heiratsgut unter anderem „in silva Swikers Parochia et forum“, also den Kern der Siedlung und den eigentlichen, im Südosten anschließenden Markt, als planmäßig angelegte Erweiterung zu Beginn des 13. Jahrhunderts. Ähnlich wie hier, entwickelten sich auch andere Märkte des oberen Waldviertels, wie z. B. Groß-Schönau (Ger.Bez.Weitra). Durch die Verehelichung Giselas mit Ulrich von Falkenberg kam Gut und Pfarre Schweiggers an dieses Ministerialengeschlecht⁷⁾. Ihrer beider Sohn Albero erbte die mütterlichen Güter (sie umfaßten außer Schweiggers auch noch Siebenlinden, Groß-Neusiedel, Waldenstein, Sitzmanns, Unter-Windhag und Groß-Weißenbach) und nahm nach seiner Verheiratung mit Gertrude, der einzigen Erbin Ottos von Buchberg (Buchberg am Kamp) dessen Namen an.

Ein Ulrich von Puchberg ist 1287 als Pfarrer von Schweiggers bezeugt, als er von 10 Bischöfen einen Ablassbrief erhielt⁸⁾. Als Ulrich 1311 Pfarrer von St. Agatha (Hausleiten), Archidiakon und Vicedom des Hochstiftes Passau wurde, übergab er die Pfarre seinem Neffen Rapoto, dem zuliebe sein Vater, Konrad von Puchberg, der Kirche 20 Pf.Pfen. jährliche Dienste schenkte⁹⁾.

Die damalige Größe der Pfarre veranschaulicht eine Nachricht aus dem 1. Drittel des 14. Jahrhunderts. Infolge schwieriger Vermögensverhältnisse sah sich Rapoto von Buchberg, „Pleban in Sweykers“ gezwungen, zur Bezahlung einer Schuld an den Abt Gregor und das Kloster

Zwettl als Patrone seiner Kirche aus den Einkünften des Herrn Alram, seines Vikars in „Schoenaw bei Wytra“ (Groß-Schönau), eine jährliche Pension von 16 Pf.Pfen. zu überweisen, bis der Zehent zu Perndorf, welcher zur Kirche in „Sweykens“ gehört und mit Zustimmung des Abtes dem Friedrich von Rosenau um 16 Pf.Pfen versetzt wurde, wieder eingelöst ist ¹⁰⁾.

Das Stift Zwettl hatte zu dieser Zeit nur geringen Besitz in der Siedlung. Im ältesten Urbar des Klosters findet sich die Eintragung: *servitium Sweikers, Michaelis: Item 2 beneficia, Ibidem beneficia et area, Item 2 beneficia, Item de area et prato* ¹¹⁾.

Demnach hatte das Stift Zwettl in der Frühzeit die Eigenschaft von 5 Lehen und 2 Hofstätten. 2 Höfe, die noch angeführt sind, gehören nicht zur Siedlung, sondern zum Amt Schweiggers ¹²⁾. Unbekannt ist, wann und von wem das Kloster diesen Besitz erworben hat. Im *liber fudationis* heißt es: „*Fuerunt enim quidem nobiles in districtu Witrensi residentes et predicto domino Hadmaro adherentes et ei seruientes, qui nostro monasterio beneficerunt et ob salutem animarum nobis diuersos redditus contulerunt... sicut in Sweikers in Gemund et in diuersos locis, ubi habemus redditus singillatim*“ (FRA II/3, S. 95).

Der Hauptbesitz des Stiftes Zwettl in Schweiggers stammt aus späterer Zeit. Am 9. Juni 1319 wurde im Kloster Zwettl eine Urkunde ausgestellt, in der „*Vvlfinch vnd Alber prueder gehaißen von Puechperch dienstherren in Österreich vnd Rapot* ¹³⁾ouch ir prueder pfarrer datz dem Sweikers vund Getraut, Elspet, Agnes ir swester“ kundtun, daß sie mit Zustimmung ihrer nächsten erbberechtigten Verwandten „mit gesamter hant haben verchoufft den geistlichen pruedern apt otten von Zwetel und seiner sammunge nevn pfunt vnd vier vnd sehtich pfenig gelts unseres rehten vrein aigens datz dem Sweikers vnd datz Sibenlinlinden mit marchtreht vnd mit dorferiht“. In diesem verkauften Gut ist eingeschlossen „die Pfarrchirch datz dem Sweikers, die in mit allen zue chirchen voligt, die darzue gehorent... mit der vogtei vnd mit allen den reht, als wier ez mit vnsern vorvorn her gehabt vnd praht haben paide an geistlichen vnd wertlichen reht“ ¹⁴⁾. Bis zu seinem Tode oder seinem freiwilligen Verzicht soll Rapoto Pfarrer in Schweiggers bleiben. Erst dann hat das Kloster freie Verfügungsgewalt über die Kirche. In diesem Verkauf waren noch eine Reihe von Gütern in der Umgebung von Schweiggers enthalten.

Die gesamte Kaufsumme von 316 Pfund Wiener Pfennig hatte Abt Otto zum Teil durch den Verkauf von Gülten von 14 β 12 den. auf sieben Mansen und einer Hofstätte in Hermans iuxta Oberndorf und drei Wiesen um 80 Pfund Wiener Pfennig flüssig gemacht ¹⁵⁾. Zu dieser Summe gab Friedrich, König von Rom, wie es in der Bestätigungsurkunde des Kaufes heißt, „*centum libris denariorum Wiennensium*“ als Seelgeräte, mit der Bestimmung, sie „*in remedium animarum nostri omniumque progenitorum nostrorum da pios usus*“ zu verwenden ¹⁶⁾. Dadurch wurde der Abt der Patronatsherr über dieses große Pfarrgebiet. Elf Jahre später wurden die beiden Filialkirchen Gr. Schönau und Waldenstein von der Mutterpfarre abgetrennt und zu selbständigen Pfarren erhoben. Wahrscheinlich schon im 13. Jahrhundert wurde Spital aus dem Pfarr-

verband ausgegliedert und dem Johanniterorden übergeben. Bis zur josefinischen Pfarregulierung von 1784 gehörte noch die heutige Pfarre Siebenlinden mit den Orten Brunnhöf, Reinholden, Vierlings und Groß-Wolfgers zu Schweiggerr¹⁷⁾.

2. Stift Zwettl als Grundherrschaft

In der Folgezeit strebte das Kloster danach, durch Kauf oder Tausch von den Mitbesitzern des Ortes seine Besitzungen in Schweiggerr zu vermehren. Ein Jahr nach der Erwerbung von 1319, im Jahr 1320 kauft das Kloster um 20 Pf. Wr. Pfen. von Andre von Sunnberch sein rechtes Eigen 11 β 10 den Geldes „dacz dem Sweikers vnd dacz Winthag (Unterwindhag bei Rieggers)“ auf gestiftetem Gut, das er von seinem Vetter Herrn Chrafft den Sunnberger als Ablöse seines Teiles an dem Haus (Schloß) zu Sunnberch erhalten und ihm seine Frau Kathrei von Wolfgersdorf, deren geteiltes Gut es war, „zur morigengab pracht hat“¹⁸⁾. Das Recht an dieser Gülte erlangte das Kloster von den erwähnten Brüdern Buchberg, Dinsterren in Österreich, zu Allerheiligen des gleichen Jahres¹⁹⁾.

Die Buchberger scheinen sich in jener Zeit in finanziellen Schwierigkeiten befunden zu haben. Ein Dietrich von Puechperch „gesezzen dacz Wasserberch (Wasserburg bei Pottenbrunn) verkauft ein halbes Jahr später im April 1321, die Eigenschaft eines halben Burgrechts „dacz dem Sweykers“, dessen Besitz er sich mit seinen Vettern Wulfig und Alber von Buchberg teilt und worauf der Lehensmann Gottfried sitzt, dem Kloster, das es nach des „graben ordens“ Gebrauch haben soll²⁰⁾,

Das Stift Zwettl, das die Pfarre Schweiggerr hauptsächlich der Einkünfte wegen erworben hatte, erhielt als Patron der Kirche nur einen Teil davon. Um die wirtschaftlichen Verhältnisse des Klosters zu bessern, bittet der Abt von Zwettl nach dem Tode des Pfarrers Rapoto um die Überlassung sämtlicher Einkünfte der Pfarren Schweiggerr und Zistersdorf. Bischof Albert von Passau bewilligt im Jahre 1331 dieses Ansuchen von der nächsten Vakanz an auf drei Jahre.

Das Stift war durch den Bau des herrlichen gotischen Chores und durch eine Seuche, die zu dieser Zeit in der Gegend wütete, in eine bedrängte finanzielle Lage geraten. Bischof Gottfried von Passau stellt auf Ansuchen des Abtes 1355 zur Bezahlung der Schuldenlast dem Kloster die Pfarren Zistersdorf und Schweiggerr gegen die Aussetzung der Kungrua für den zu präsentierenden Weltpriester zur Verfügung, d. h. der Abt als Patron der Kirche brauchte den Zehent für den Bischof nicht abzuliefern²¹⁾,

Neuerliche Einfälle der Böhmen, die desolote wirtschaftliche Lage (große Schulden) des Stiftes veranlaßten Abt Albert, um die Einverleibung der Pfarren Windigsteig, Schweiggerr und Zistersdorf anzusuchen. Nachdem der Abt von Heiligenkreuz, vom Papst dazu aufgefordert, die Richtigkeit der Angaben des Zwettler Abtes bestätigt hatte, inkorporierte Papst Bonifaz IX. 1396 dem Stifte Zwettl die Pfarren Windigsteig, Schweiggerr, Zistersdorf und St. Johann auf dem Berge (Probstei

Zwetl²²⁾. Der Abt Zwetl hatte nach der Inkorporation die Pfarren persönlich inne und konnte einen Stellvertreter nach Belieben besolden. Daher ist es verständlich, daß der Säkular-Klerus, namentlich die Diözesan-Bischöfe, sich heftig gegen eine Einverleibung von Pfarren in den Ordenssitz wehrten, da sie dadurch des Kathedraticums verlustig gingen und außerdem auf die Besetzung der Pfarren keinen Einfluß hatten. So versuchte denn auch der Passauer Bischof, die Vollziehung der Vereinigung zu verhindern und besetzte die erledigten Pfarren mit anderen als vom Abte vorgeschlagenen Priestern. Diese Bestrebungen konnte der Bischof umso leichter verwirklichen, als der Papst alle noch nicht wirklich zustande gekommenen Einverleibungen wieder aufhob, dazu veranlaßt, durch die Zwistigkeiten, die die Einverleibungen auslösten²³⁾. Abt Albert ließ sich dadurch nicht entmutigen und betrieb neuerlich die Einverleibung der Pfarren, indem er geltend machte, daß die Pfarren dem Stift jährlich bei 400 Mark Silber einbringen würden, während das Kloster nicht über 1500 fl. Einkommen hatte²⁴⁾. Papst Bonifaz IX. stellte am 2. Juni 1399 eine neue Bestätigungsurkunde der Einverleibung der erwähnten Pfarren aus: St. Egid in Sweykens, St. Maria in Cystersdorf, Windigstein beim Schlosse Swartzenaw, deren Patronat dem Stifte zusteht, und St. Johann Evangelist auf dem Berge in Czwetla, deren Verleihung dem Passauer Bischof gehört; nebst der Vergünstigung, auch ohne bischöfliche Erlaubnis die Investitur von Priestern auf den inkorporierten Pfarren vorzunehmen²⁵⁾. Der öffentliche Notar Caspar natus Nicolai de Budweiss, Pragensis diocesis, publizierte die Bulle Bonifaz IX. durch Anschlag auf der Kirchentüre von St. Stephan in Passau und stellte eine Urkunde darüber aus²⁶⁾.

Trotz dieser päpstlichen Bestätigungen kam zunächst nur eine einzige Inkorporation durch den Abt von Zwetl tatsächlich zustande. 1398 konnte der Abt in Windigsteig den Stiftspriester Ulrich Offerl installieren²⁷⁾. Die anderen einverleibten Pfarren konnte der Abt wahrscheinlich deshalb nicht besetzen, weil sie nicht vakant waren oder weil sich die innehabenden Weltpriester nicht abfinden ließen.

Der ohnehin ungesicherte Besitz der beiden Pfarren Schweiggers und Zistersdorf war durch die Aufhebung aller noch nicht tatsächlich vollzogenen Inkorporationen durch Papst Martin V. wieder gefährdet. Der Zwettler Abt mußte neuerlich in Rom intervenieren. Seine Abgesandten erreichten es, daß der Papst am 20. August 1423 eine Urkunde ausstellte, worin er dem Abt von Altenburg den Auftrag gibt, die beiden Pfarren Zistersdorf und Schweiggers mit dem Stifte Zwetl zu vereinigen, nachdem er die Angaben des Zwettler Abtes und Konventen überprüft habe, daß in diesem Kloster einst 80 Mönche Gott dienten und große Gastfreundschaft übten und daß das Kloster kaum mehr als 30 Professen erhalten könne, dasselbe jetzt „in nonnullis aedificiis et structuris ruinosum sei“²⁷⁾. Nach gemeiner Schätzung würden beiden Pfarren dem Kloster bei 52 Mark Silber jährlich einbringen. Im darauffolgenden Jahr vollzog Abt Konrad von Altenburg am 25. Juli 1424 als päpstlicher Kommissär die vom Papste bewilligten Einverleibungen der Pfarren Cistersdorf und Sweikers. 1439 wird die Inkorporation neuerdings vorgenommen, da die Akten von 1424 verlorengegangen waren²⁸⁾.

Zistersdorf konnte der Abt sofort mit seinem Kandidaten besetzen, weil der dortige Pfarrer eben gestorben war²⁹). Johann Resch, baccalaureus in decretis, und Kaplan der St. Nikolauskapelle der St. Michaelskirche zu Wien, hat als Lizentiat der geistlichen Rechte dem Stifte Zwettl in Rom wichtige Dienste geleistet und wird vom Abte aus Dankbarkeit 1441 in der Pfarre Schweiggers installiert und vom Bischof bestätigt³⁰). Schon vier Jahre später mußte er wegen Durchführung der Inkorporation die Pfarre Schweiggers mit 28 Mark Silber jährlichen Ertragnisses in die Hände des Abtes Konrad von Altenburg resignieren, der ihm eine jährliche Pension von 60 Pf. Pfen., von Stift Zwettl zu zahlen, festsetzte³¹).

Noch einmal ist in den Klosterakten von Johann Resch die Rede. Der Bischof von Passau soll im Jahre 1450 auf Weisung des Papstes das Ansuchen des Stiftes Zwettl um Herabsetzung der Pension des Johann Resch überprüfen und bei Richtigbefund seine Jahrespension um die Hälfte kürzen³²). Ein wichtiges Datum bedeutet für die Geschichte der Pfarre Schweiggers der 10. November 1445. An diesem Tag konnte der Abt von Zwettl den Stiftspriester Erhard Schmidl als ersten Vikar in Schweiggers einsetzen³³). Im Jahre 1450 wird die Anwesenheit der beiden Pfarrvikare Fr. Erhard von Schweiggers und Fr. Georg von Zistersdorf in Rom bezeugt³⁴). Im Jahre 1484 wird allerdings die Pfarre Schweiggers von einem Weltpriester Wolfgang Scherntaczl besetzt. (GB 13, S. 213).

Die hussitische Bewegung brachte dem in der Nähe der Aufmarschstraße nach Böhmen liegenden Markt Not und Elend. Gegen Ende des Jahres 1426 zog das „hussitischen Geschmaiß zu Fueß und Roß bey 4000“ aus Böhmen gegen Zwettl und belagerte die Stadt zwei Tage und eine Nacht. Unverrichteter Dinge zogen sie ab und zerstörten am Neujahrstag 1427 das Stift und verwüsteten die Dörfer und Meierhöfe der Umgebung. Am 2. Jänner brannte der Ort Schweiggers samt der Pfarrkirche ab³⁵). Im März 1427 kamen die Hussiten neuerlich ins Land, diesmal gefährlicher „mit größerer Macht, bey 1600 starkh“. Doch scheinen sie Schweiggers diesmal verschont zu haben. Der abgebrannte Ort hat sich wahrscheinlich noch nicht von der ersten Heimsuchung erholt.

Die schlimme Zeit blieb nicht ohne Folgen. Gegenüber dem wirtschaftlichen Aufschwung in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts (Zuwachs von Burgrechtshäusern im Markt und Lehen im Dorf) sinken im Laufe des 15. Jh. von 21 Bürgerhäusern des Marktes 11 zu Lehen ab. Erst in den nächsten hundert Jahren vermag sich der Ort zu erholen und den früheren Zustand zu erreichen.

In diese Zeit des wirtschaftlichen Niederganges fällt ein wichtiges Ereignis. Im Zuge der Vereinheitlichung des Besitzes erwarb das Stift das Gaidorf, die Urzelle der Siedlung. Am 19. April des Jahres 1498 wird im Beisein von edlen und festen Zeugen ein Tausch besprochen. Der Abt von Zwettl gibt seine Untertanen zu Limbach (nordöstlich von Schweiggers) mit zwei Mühlen und Zugehör den Brüdern Merten und Thoman den Span in Limbach, die dafür dem Abte und Kloster Zwettl ihre Hol- und Güter zum Schweigkers im Geydorf mit dem öden Hof und Zugehör, Lehen vom Römischen König, geben und zahlen ihm noch 30 Pf.Pfen.

darauf, wofür der Abt dem Span die 5 Mut 1 Metzen für die Kirche zu Selingstat (Sallingstadt östlich von Schweiggers) verwendeten Kalk nachläßt. 4 Mut Kalk, die noch im Ofen sind, soll der Abt noch geben. Wenn die Span ihren Zehent zu Schweiggers verkaufen wollen, sollen sie ihn zuerst dem Stifte anbieten ³⁶⁾.

Am 1. September desselben Jahres wird der Tausch perfekt: Abt Wolfgang, genannt Ertl (Oertl) von Zwettl gibt dem edlen Martin Span für dessen Untertanen zu Schweikers mit 9 Talenten 4 β 26 d Dienst, welche der König von der Lehenschaft befreit hat, seine Untertanen zu Limpach mit 3 Talenten 7 β 26 d zu Michaeli und 2 Talenten 24 d zu Georgi. Da des Span Holden um 4 Talente 10 d mehr dienten, erhielt er vom Kloster für jedes Talent Dienst 30 Talente Kapital aufgezahlt ³⁷⁾. In einer Verrechnung des Abtes von selben Jahr heißt es, daß das Stift für das Übermaß des Dienstes per 4 Pfund 10 Pfen. die Summe von 105 Pf. Pfen. an die Brüder Span gezahlt habe ³⁸⁾. Dieser für die Entwicklung wichtige Tausch wurde acht Jahre später vom Kaiser Maximilian I. dem Stifte Zwettl bestätigt ³⁹⁾. Nun war Schweiggers fast zur Gänze in den Stiftsbesitz übergegangen ⁴⁰⁾. In rechtlicher und wirtschaftlicher Hinsicht konnte nun eine gemeinsame Entwicklung des Marktes und der bauerlichen Dorfsiedlung einsetzen, die allerdings durch die Wirrnisse der folgenden Zeit vielfach Hemmungen und Rückschläge erlitt.

Wird fortgesetzt

1) Frieß, Die Herren von Kuenring, Reg. Nr. 129.

2) Wolf, Erläuterungen zum historischen Atlas. Niederösterreich, Kirchen- und Grafenschaftskarte, S. 261.

3) Geschichtliche Beilagen (GB), 13. Band, S. 202; Kunsttopographie, Band Zwettl, S. 405.

4) Vielleicht ist dies jene Wirtschaftseinheit, die am Ortsende des Galdorfes gelegen ist und im Grundbuch 1667 als „Hof“, bezeichnet wird. (Stiftsarchiv Zwettl, Nr. 11; GB 13, 202).

5) St. A. Zwettl, Nr. 11.

6) Fontes Rerum Austriacarum (FRA) II/3, S. 61.

7) Frast, Kirchliche Topographie, 16. Band, S. 239.

8) St. A. Zwettl, Nr. 239.

9) Frast, a. a. O.; Hipolytus, 1860, S. 146.

10) Schon zu Beginn des 13. Jhdts. war in den Filialpfarren Groß-Schönau und Waldenstein ein Vikariat errichtet worden.

11) Cistercienser-Chronik, 50. Jg., Nr. 593.

12) Heute Pichlhof und Schaufelhof (Ortsgemeinde Siebenlinden, Ger. Bez. Weitra).

13) Rapoto, „pleban in Sweikers“, Alber und Wulfig von Buchberg werden noch 1345 als Gründer, Verleiher und Vögte der Pfarre Schweiggers genannt. GB 13, S. 204.

14) FRA II 3, S. 661.

15) St. A. Zwettl, Nr. 493; GB 12, S. 681.

16) FRA II 3, S. 656.

17) Wolf, Erläuterungen, S. 281 ff.; Schweickhardt, Darstellung des Erzherzogtums unter der Enns, VoMB, S. 294 ff.

18) GB 13, S. 204; St. A. Zwettl, Nr. 500.

19) St. A. Zwettl, Nr. 501, GB 13, S. 505.

20) St. A. Zwettl, Nr. 512, GB 13, S. 205.

Nach all diesen Erwerbungen sehen die Besitzverhältnisse des Klosters in Schweiggers im Jahr 1321 (Gültbuch) folgendermaßen aus: 5 Lehen, 2 Hofstätten und 2 Höfe an Altbesitz; 10 Lehen und 3 Lehen von den Buchbergern, wovon die Wasserburger einen Teil haben, auch die zu Burgrecht verliehenen Güter teilt sich das Kloster mit ihnen, der vierte Teil zweier öder Lehen, der vierte Teil eines bestifteten Lehens und ein von Dietrich von Wasserburg erworbenes Lehen. Das ergibt: $\frac{1}{2}$ Burgrecht, 18 Lehen, 2 öde Viertellehen, 1 Viertellehen und 2 Hofstätten.

Dagegen umfaßt der Stiftsbesitz in dem 25 Jahre später angelegten Gültbuch des Stiffes (1346): 21 „Mansen“ (Burgrecht), 14 Lehen (darunter 3 öde), 2 Höfe, 1 Hofstätte, 2 Schmieden und 1 Häuschen. (St. A. Zw. Nr. 595, GB 13, S. 206).

21) St. A. Zwettl, Nr. 715; GB 13, S. 207.

22) St. A. Zwettl, Nr. 813; Linck, Annales Claravallenses, 1. Band, S. 823; GB 13, S. 206.

- 23) Frast, Topographie, 16. Bd., S. 239; Hippolytus, 1960, S. 148.
 24) GB 13, S. 207; FRA II/3, S. 691.
 25) St. A. Zwettl, Nr. L/I 830; GB 13, S. 208; FRA II/3, S. 691.
 26) St. A. Zwettl, Nr. 817; GB 13, S. 208; 14, S. 47.
 27) GB 14, S. 47. St. A. Zwettl, Nr. 875/876; Linck a. a. O., 2. Bd., S. 85; GB 13, S. 208.
 28) St. A. Zwettl, Nr. 906; GB 13, S. 210.
 29) St. A. Zwettl, Nr. 877; GB 14, S. 247.
 30) Hippolytus, 1860, S. 148.
 31) GB 13, S. 211; Blätter des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich, 1894, S. 483.
 32) St. A. Zwettl, Nr. 952.
 33) Linck, Annales, 2. Band, S. 161; Hippolytus, 1860, S. 148.
 34) GB 13, 212; Linck, a. a. O., S. 170.
 35) Frast, Topographie, S. 240; Linck, a. a. O., S. 92, „Parochiae in Schweißkers“. Auf dem Galgenberg sollen sie einen Herrn von Buchberg hingerichtet haben.
 36) St. A. Zwettl, Nr. 1094; GB 13, S. 133.
 37) St. A. Zwettl, Kodex Nr. 87, Bl. 7; GB 13, S. 214.
 38) GB 13, S. 133; St. A. Zwettl, Nr. 1097.
 39) GB 13, S. 216.
 40) Ein Haus gehörte zum Kloster Imbach. Wann es dorthin gestiftet wurde, ist nicht nachweisbar. Es wird im Beraibuch von 1590 angeführt und ist noch in der Maria-Theresianischen Fassung des Jahres 1740 nachweisbar. (N.Ö. Landesarchiv).

Erich Schöner

„Ad Spizzum“

Ein Beitrag zur Frage der ältesten namentlichen Erwähnung von Spitz an der Donau

Der Ortsname Spitz erscheint zum ersten Mal in einer im Jahre 870 zu Salzburg verfaßten Schrift über die Bekehrung der Bayern und Karantanen („De Conversione Bogoariorum et Carantanorum“) ¹⁾. Diese Denkschrift des Erzbistums Salzburg wurde König Ludwig dem Deutschen überreicht, mit der Absicht, die besondere Bedeutung Salzburgs für die Christianisierung der östlichen und südöstlichen Grenzgebiete zu beweisen. Darin wird auch eine Reise des Erzbischofs Adalwin von Salzburg in die bayrisch — slawischen Grenzgebiete beschrieben, wobei berichtet wird, daß der Kirchenfürst am 15. Jänner 865 „ad Spizzun“ eine Kirche zu Ehren der heiligen Margarete geweiht habe. Die Meinungen sind geteilt, ob es sich bei diesem Ort tatsächlich um das heutige Spitz an der Donau gehandelt habe. Im folgenden sollen einige Argumente vorgebracht werden, die dafür sprechen, daß dieses „Spizzun“ doch die Ursiedlung unseres heutigen Spitz gewesen ist.

Die „Conversio“ berichtet, daß Erzbischof Adalwin das Christfest des Jahres 864 in der Burg des Chezilo, „die jetzt Mosapurc genannt wird“, gefeiert habe. Chezilo ist der Slawenfürst Kozel, dem diese Burg, wie der Bericht weiter anführt, nach der Ermordung seines Vaters Privina durch die Mährer zugefallen war. Privina hatte ursprünglich nördlich der

Donau, im Gebiet von Neutra, seinen Herrschaftsbereich, wurde jedoch daraus vertrieben und unterstellte sich der fränkischen Oberherrschaft. Ludwig der Deutsche verlieh ihm dann später einen Landstrich in Pannonien als Lehen, in dem die Salzburger missionierten. Die Grenzen dieses Gebietes können allerdings nicht festgestellt werden; man nimmt an, daß es sich bis zum Plattensee erstreckte und daß dort die „Mosaburg“ Privinas Residenz war. Beim Einfall eines nördlichen Nachbarn, des Mährrfürsten Rastislav, wurde Privina 861 getötet. Sein Sohn, der oben genannte Kozel, konnte jedoch (wahrscheinlich mit fränkischer Hilfe) sein Gebiet behaupten, und zur Zeit Adalwins scheint der Kriegszustand mit Rastislav von Mähren bereits beendet gewesen zu sein, zumindest waren keine Kriegshandlungen zu befürchten.

Adalwins Reise in das nordöstliche Grenzgebiet stand sicherlich auch mit dem Auftreten der Slawenapostel Cyril und Method in Verbindung, denn deren Einfluß begann damals bereits von Mähren aus in Kozels Bereich übergreifen. Es erscheint daher begreiflich, daß der Erzbischof von Kozels Residenz aus nach nordwestlicher Richtung reiste, und nach einer Kirchenweihe auf dem Gebiet eines Wittimar (unbekannt wo) zur Donau zog. Hier weihte er weiters in „Ortahu“ eine Kirche zu Ehren des heiligen Michael. Daß es sich dabei um das heutige Orth an der Donau handelte, erscheint durch die Übereinstimmung mit dem Michaelspatrozinium des Ortes sehr wahrscheinlich. Die verhältnismäßig kurze Reisezeit von der „Mosaburg“ am Plattensee zur Donau (5 bis 6 Tage) kann damit erklärt werden, daß bekanntlich in der Karolingerzeit die alten Römerstraßen noch benützt wurden.

Als nächste Station der Reise wird ein Ort „Weride“ genannt, wo vom Erzbischof eine Kirche zu Ehren des heiligen Paulus geweiht wurde. Vieles spricht dafür, daß dieses „Weride“ mit dem heutigen Hadersdorf am Kamp identisch ist, denn dieser Ort führte früher den Namen „Werd“²⁾. Die Schutzheiligen dieser Kirche sind die Apostel Petrus und Paulus, und dieses gegenwärtige Patrozinium könnte auch zur Annahme stimmen, daß Adalwin tatsächlich in Hadersdorf weilte. Obwohl im Reisebericht nur von St. Paulus die Rede ist, wird doch darin etwas später erwähnt, daß die in „Weride“ geweihte Kirche zu Ehren des heiligen Petrus in Blüte stehe. Also sind beide Apostelfürsten schon damals als Patrone der Kirche bezeugt.

Wenn man Adalwins Reise von Westungarn zur Donau und donauaufwärts bis Hadersdorf annimmt, dann ergibt sich Spitz zwanglos als nächster Haltepunkt mit großer Wahrscheinlichkeit, zumal dieser Ort auch in der Richtung des Rückweges nach Salzburg lag. Ein anderer Beweggrund für Adalwins Reiseweg nach Spitz mag auch darin gesehen werden, daß er Arnsdorf besuchen wollte, das eine Gründung und Eigenbesitz des Erzbistums Salzburg war.

„Ad Spizzun“ weihte also, wie schon eingangs erwähnt, Erzbischof Adalwin eine Kirche zu Ehren der heiligen Margarete. Da die Spitzer Pfarrkirche jedoch nicht St. Margarete, sondern dem heiligen Mauritius zum Kirchenpatron hat, wurde angenommen, daß es sich bei der Weihe dieser Margaretenkirche um eine Taufkirche für die bekehrten Slawen im (6 Kilometer entfernten) Niederranna handelte, denn die dor-

tige Kirche weist tatsächlich ein Margaretenpatrozinium auf. „Ad Spizzun“ übersetzte man „bei Spitz“. Nun heißt es aber im Text der „Conversio“ auch „ad Ortahu“ und „ad Weride“, ebenso bei später erwähnten Orten („ad Fiskere“, „ad Quartinaha“, „ad Ablanza“ u. a.) Somit dürfte der Schreiber unter „ad“ nicht „bei“ sondern „zu“ verstanden haben, wie ja auch noch im Mittelhochdeutschen bei Ortsbezeichnungen meist statt „in“ die Präposition „ze“ verwendet wurde. Es kann also angenommen werden, daß es sich bei der „ad Spizzun“ geweihten Kirche tatsächlich um eine Kirche in diesem Ort gehandelt hat.

St. Mauritius ist der Schutzherr des Stiftes Niederaltaich, das ja bekanntlich die Kolonisation des Spitzer Gebietes durchgeführt hat. Als Kirchenpatron erscheint er urkundlich jedoch erst im Jahr 1163. Damals wird eine „Capella sancti Mauricii in Kirchdorf, que aloi nomine Spize dicitur“ genannt³⁾. In dieser Kapelle können wir selbstverständlich die Vorgängerin der heutigen Pfarrkirche sehen. Wie kommt nun im 9 Jahrhundert eine Margaretenkirche nach Spitz?

Um dies zu erklären, ist es zunächst notwendig, ein Bild von der Siedlungsentwicklung des späteren Marktes Spitz zu gewinnen.

Die eigenartige Form der Siedlung, die sich rund um den Fuß des Burgbergs schlingt, und sich weiter in das Tal des Spitzerbaches ausbreitet, läßt annehmen, daß diese Siedlung erst allmählich sozusagen um den Berg herumgewachsen ist. Als ältesten Teil des Ortes kann man, nach dem Siedlungsbild zu schließen, den Bereich um den Erlahof im Spitzer Graben und die Gehöfte am Westhang des Burgbergs betrachten, die bis zum Radelbach hinaufreichen. Dieser Ortsteil am Hang heißt heute noch „In der Spitz“, was darauf hindeutet, daß hier der ursprüngliche Kern der Siedlung zu suchen ist. Die Höfe liegen in lockerem Verband, wie es für die Frühzeit der bayrischen Kolonisation bezeichnend ist.

Im Erlahof, der sich inmitten dieses alten Siedlungsgeländes befindet, bestand einst eine Kapelle, von der heute allerdings keine Reste mehr festzustellen sind. Im Jahr 1309 verlieh der Passauer Weihbischof Wernhard dieser Kapelle einen Ablass; aus dieser Urkunde⁴⁾ erfahren wir auch deren Patrone: Es sind dies die Heiligen Godehard, Benedikt und Margarete. Dieses Margartenpatrozinium könnte wohl in die Zeit des Erzbischofs Adalwin zurückgehen. Später, als dann Niederaltaich die pfarrlichen Rechte in Spitz erhielt, kamen die beiden Klosterheiligen dazu: St. Benedikt (denn Altaich war ein Benediktinerkloster) und Godehard, ein heiliggesprochener Bischof, der ursprünglich ein Abt des Klosters war.

Es scheint also nicht unwahrscheinlich, daß die ältesten Siedler von Spitz im Bereich des Erlahofes ihr erstes Gotteshaus errichteten. Diese Kirche wäre es gewesen, die Erzbischof Adalwin „ad Spizzun“ geweiht hat. Sie war damals — im 9. Jahrhundert- gewiß nicht besonders groß und blieb als Kapelle auch später im Erlahof erhalten, als sich Spitz längst vergrößert und der Schwerpunkt der Siedlung sich jenseits des Burgbergs ins „Kirchdorf“, die heutige Gegend des Marktplatzes, verlagert hatte. Hier begründete man dann die Kapelle des heiligen Mauritius, aus der später die Pfarrkirche wurde, als Niederaltaich endlich das

Gebiet von Spitz als eigene Pfarre aus dem Verband der „Urpfarre“ St. Michael herauslösen konnte.

Da also zu den Patrozinien von Orth und Hadersdorf nun auch in Spitz ein Patrozinium tritt, das sehr wahrscheinlich in die Zeit Adalwins zurückreicht, könnten dadurch die Angaben der „Conversio“ vervollständigt werden, und es ist wohl nicht so abwegig, anzunehmen, daß Erzbischof Adalwin wirklich den Weg in unsere Gegend genommen hat und nicht nur Kirchen im Ostgebiet, sondern auch im Donauland geweiht hat.

Anmerkungen:

1) Mon. Germ. SS Tom. XI.

2) Font. rer. Austr. 2.III/57 „Werd, jue nunc dicitur Hedreitsdorf“.

3) O.Ö.U. II 327.

4) Mon. Boica XV., 40.

Irmgard Rothbauer

Ein Narrenbrief aus der Mitte des 17. Jahrhunderts

Beim Indicieren der Archivbestände der Stadt Langenlois fand Dipl. Kfm. A. Rothbauer, als dritte Umschlagseite einer in Pergamentblätter gebundenen Weinsteuerverrechnung aus den Jahren 1660—1667 eingeklebt, ein an den Rändern stark beschädigtes Papierblatt, auf dem in Handschrift stand:

Ain gwaltig schene Copi aines sehr nutzlichen Edicts,
sonderlich jungen Schreibern, welch das vexiern
nit dulden mugen, sehr fuerdräglich.

Dann wieder aufgeklebt ein Blatt im Ausmaß 20×20 cm gedruckt:

Wir die allergewaltigsten vnd behümbtesten Herrn / Rath und Bürgermeister des vnpletigen Gerichts / von Orient biss zum Nidergang der Svnnen / von Mittag biss nach Mitternacht / vnd zu allen Zeyten / Sommer vnd Winter Mehrer des Reichs inn Schlauraffen / Cacedonien / Schlamppampen vnnnd Narragonien etz. Entbieten allen vnd Jedlichen vnser Reichs Zugewandten / Geistlichen vnd Weltlichen / was (Lücke) Grads oder Stands vnd Wesens die sind / Vnsern die(nsthöflich)en Gruss vnd alles guets. Lieben Getrewen. Es ist vns jetzt Offtenmallen

durch Glaubwürdige Personen angezeygt/Wie das sich offft vnd Manichmal begeben/bey den Gesellschaften/Schlafftrüncken vnd andern orten/Das einer den andern tut vexieren/Stumpfieren/Verspotten vnd verachten/Darvon aber viel Vnwillens. Hader/Zanck vnd vneinigkeit entstehen/Derhalben es mancher mit nichten leyden noch ertragen kan/Sondern gleich auff den Esel sitzt. Dieweil vns denn auss Oberkeyt/das vnd anders/von Wegen vnsers Amptes vnd gebiets/solches fürzukommen gebüren wil/vnd billich schuldig sind. Auch das von denen/so dann das Vexieren gantz nicht dulden noch leyden mögen/keyn Vneinigkeit noch weyter Vnrath darauss erwachsen möcht/Vnd das auch dem Mülner sein fromb willig Thier/Welches sonst viel vber flüssiger Arbeyt/Seck tragen/vnd mit vielerley mühe beladen. Auch von eigner Natur nicht also schnell vnd behendt ist/das es einem Jedlichen dürffe oder müsse auffhupfen. So haben wir höchlich vnnnd zu fürderung mehr vnfriedens bedacht vnd ermessen/Also, wer derselben Brieff einen oder mehr hat vnnnd bey ihm tregt/das niemand denselben weyter darüber sol Vexieren oder vmbtreiben/anders denn mit worten/Vnd so Jemandt anders erfarn würde/Der sol mit höchster Straff vnd Peen vnsers Reychs vnd Gebiets gestrafft werden. Damit habe sich Jeder vor schaden zu uerhüten etz. Geben inn unser Stadt Narrago/in Cyribria gelegen/auff dem Schnadderberg/bey Boppfingen hinder der Veltzmühlen/Vnsers Regiments den 24 Truncken/am 36 Tag des Biermonats / Im Jahr so man zeet zwischen Pffingsten vnd Esslingen.

Admandatum nostri potatoristransonie.

Fritz Töpel D:subsse:

Mit dem Sigill ists verpetschiert

Drum lass mich jeder vn vexiert.

Das gedruckte und rund ausgeschnittene „Sigill“ 6×7 cm zeigt ein Wappen mit einer Narrenkappe als Helmzier; ein fressender Esel trägt einen verkehrt sitzenden Reiter, der den Schwanz des — mistenden — Tieres mit der rechten Hand hochhält. Links und rechts von diesem Siegel teilweise unleserliche Unterschriften:

mein freundlichen lieben . . .
Dieberey(?)

Lyger Paul, Marholphus,
Doctor Schoßmayr, alle
der Narretey Doctor

Schmidbauer

ELEKTRO - GROSSHANDEL

3500 Krems/D., Schwedeng. 2 - Tel. 3234, 3235

Langschlägerwald

Diese Gemeinde, entstanden aus den Langschläger Waldhütten bzw. Waldhäuseln, besteht aus der Rotte Lamberg und den zerstreuten Häusern Langschlägerwald mit den Rotten Abspann (Aspang) und Bucheck, den Kampreithäusern, Kuchl und Frauenmühl. Nur letztere ist schon in früherer Zeit errichtet worden.

Es mag für Heimatfreunde von Interesse sein, nicht nur um die frühesten Besiedlungsvorgänge im Waldviertel zu wissen, sondern sich auch darüber ein Bild machen zu können, wann und wie diese späteren Streusiedlungen in den großen Forsten gegen das Mühlviertel zu entstanden sind und sich zu ihrer heutigen Bedeutung entwickelt haben. Es handelt sich da nicht um bloße Holzknechtunterkünfte, sondern um ausgesprochene landwirtschaftliche Gründungen für Handwerker.

Bei der über Wunsch und im Auftrag des für Heimatkunde so aufgeschlossenen und um seine Gemeinde hochverdienten Bürgermeisters Lintner durchgeführten Forschungs- und Sammeltätigkeit in Wiener Archiven, den herrschaftlichen Grundbüchern und Protokollen für die nun im Erscheinen begriffene Geschichte des jungen Marktes Langschlag, ließ sich auch eine ziemliche Anzahl von Reutkäufen und herrschaftlichen Baubewilligungen für solche Waldhütten im Langschlag und Bruderdorfer Wald feststellen. Auf Grund derselben soll hier am Beispiel der Langschläger Waldhäuser der Gründungsvorgang in kurzen Zügen dargestellt werden.

In der Zeit der ersten Landnahme erfaßte die Besiedlung in einem Zuge ganze Landstriche bzw. Herrschaftsgebiete und überzog diese mit einem dichten, oft zu dichten Netz kleiner Ortschaften und Weiler, worauf infolge schlechter, ungeeigneter Böden, der andauernden Grenzkämpfe mit den Böhmen und der ebenso verheerenden Adelsfehden im Inland, durch Dezimierung, ja vielfach durch fast vollkommene Ausrottung der Dorfbewohner ein auffallender Rückgang sowohl in der Zahl der Ansiedlungen wie auch der Volkszahl festzustellen ist. Erst nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges kam es dann wieder zu einer Erholung von Land und Leuten und in der weiteren Folge zu neuer Bodensuche in den menschenarmen Waldgebieten, was von den immer geldbedürftigen Grundherren im eigenen Interesse gefördert und begünstigt wurde.

Im Gegensatz zu den ursprünglichen geschlossenen Dorfgründungen nach genauen Vermessungsplänen entstanden diese Waldhäusl willkürlich und ungeordnet in Streulage, je nach Gelegenheit und Eignung der jeweils zur Verfügung stehenden und gerade käuflichen Waldreutern, nach fallweiser Baubewilligung durch die Grundherrschaft gegen Dienst- und Robotsablösegelder sowie Naturrobot.

Wenn auch diese Waldhäusl heute eine selbständige Ortsgemeinde bilden, sind sie doch zum Großteil von Bauernsöhnen aus Langschlag

und Umgebung erbaut und bewirtschaftet worden und gehörten lange Zeit zur Muttergemeinde.

Mangels eigener Gemeindewälder, wie wir sie bei den alten Gründungen als Bauernwald und Hofstättenholz kennen, wurden hier den Grundholden zu Langschlag solche „Walddörfer“ oder Waldreuter teils als Überland verliehen, teils für „ewig“ gegen geringen Dienst im Haus gestiftet, wie in den Protokollen zu lesen ist.

Sie wurden vorerst wohl nur zu Holznutzung verwendet, später kam es zu Kahlschlägen und Anlage von Waldwiesen, in weiterer Folge zum Umbruch solcher für Ackerflächen und schließlich durch Erbauung von Wohnstätten und Wirtschaftsgebäuden zu neuen Dorfsiedlungen in Streulage. Die erste Nachricht über solche Neubrüche im Wald ist einer Zehentverleihung aus dem Jahre 1439 durch den Passauer Bischof an Rüdiger von Starhemberg auf Rappottenstein zu entnehmen: „... im großen Wald und auf allen geräutern bei Mitterschlag, Langenschlag, Reichenau und Schönfelden“. Nach diesem Wortlaut bestanden also schon zu jener Zeit auch zehentpflichtige Ackerfluren.

Die älteste Eintragung einer Baugenehmigung im Bereich des Langschlager Waldes findet sich im Groß-Pertholzer herrschaftlichen Kaufprotokoll im Jahre 1712 folio 270 v. 11. Februar. Die Brüder Joseph und Georg Palckh zu Langschlag kauften von der Hft. Reichenau ein „Orth Waldreuth im Puchegg per 12 Gulden“. Während Josef Palckh in Langschlag am Hause verblieb, erbat sich Georg Palckh nach Teilung der Reuth von der Herrschaft eine Bewilligung zum Bau einer Waldhütte auf seinem Reutanteil: „...wirdet dem Georg Palckh zu Langenschlag auf seiner Wald Reith am Buchegg ein Häusl zu bauen erlaubt, welches mit allen Grundobrigkeiten, Lehenschaften, Auflagen, Zehenten von allem, was darauf erbaut wird, zur Hälfte Reichenau unterworfen; nach 3 Freijahren wird er 2 Gulden Dienst, 1 Gulden 4 Schilling Robathgeld und ein Pfund Haußgarn oder 4 Gulden zur Canzley Großen Pertholz zu geben haben“ ingleichen Brennholz hacken wie andere. Die Gaben beginnen zu Michaelis 1715; Pöhnfall 4 Thaller. Beschlossen in Beysein Georg Pachner, Richter“.

Daß Georg Palckh seinem Bruder 1722 auch dessen Reithälfte um 26 Gulden abkaufen konnte, läßt erkennen, daß er auf seinem Neubruch mit gutem Erfolg gewirtschaftet hatte.

Anzunehmen ist natürlich, daß der Bau als Blockhaus aufgeführt wurde, da ja dieses Baumaterial ausreichend und umsonst zur Verfügung stand.

Seinem Vorbilde folgten bald weitere Siedler und im Grundbuch von 1736 sind bereits 13 solche Waldhäuser eingetragen; bei der Häuser Konskription 1771 wurden bereits 20 Nummern vergeben, denen bis 1787 fünf weitere folgten. Bis 1823 war die Häuserzahl auf 48 angestiegen und gegenwärtig sind es 69. Bei der ersten Erfassung wurden die Hausnummern nicht nach der Entstehungszeit zugeteilt, sondern ganz willkürlich von der Militärabteilung festgelegt. So kam das älteste, das Palckhenhäusl zu Nr. 15. Nr. 13 erhielt das „Aspanghäusl“ des Johann Andre Landsteiner, Tavernwirt, Grenzmautner und Fuhrwerker zu Langschlag. Die Hauszuschreibung, Proth. fol 277 vom 24. V. 1714 be-

sagt: „Dem Johann Andre Landsteiner wirdet auf seiner Waldreith auf der Aspan (Abspann) ein Häußl zu erbauen erlaubt... davon nach abgewichenen drei freyjahren jehrlicher Dienst 1 Gulden 4 Schilling und Zehentgelt 2 Gulden 4 Schilling zu reichen... Jnleuth müssen robothen, Werkspinnen und alles vorrichten wie andere Jnleuth... Beschlossen in Beysein Richter Georg Pachner und Stephan Strondl“. Da Landsteiner den durchfahrenden Kaufmannswagen Vorspanndienste leistete, ist es klar, daß er ein besonderes Interesse daran hatte, gerade auf der Paßhöhe der Straße nach Freistadt und Linz einen Unterstand für einen Aufseher, Knechte und Pferde zu haben.

Da sich die Baubewilligungen auch für die weiteren Waldhütten inhaltlich ziemlich gleichen, brauchen in der Folge nur gelegentliche Sonderbestimmungen vermerkt werden, ohne den vollen Wortlaut immer zu wiederholen.

Nr. 3: Am 4. II. 1717 erfolgte die „Kauf- und Häuselzuschreibung für Andrä Payreder, der von Franz Ernstbrunner 4 Tagwerk Waldreith am Frauenwaldl gekauft hatte. Er mußte außer den üblichen Grunddienst und Robotgeld, außerdem 1 Klafter Brennscheiter hacken und 6 Tage mit Mähen, Kornschneiden und als Jagdtreiber roboten. Aus einem Zukaufsprotokoll eines „anrainenden Waldortes zwischen den Rothgämpel und Öders Waldreidern“ erfahren wir, daß Payreder „Träxler“ war. 1730 verkauft er seinen Besitz um 150 Gulden dem Georg Schrenckh.

Nr. 14: Als nächster folgte der „Tällermacher“ Peter Weiß mit dem „Tällermacherheusl“. Lt. Kf. Proth. 22. Juli 1718 kaufte er von Georg Pachner ein Örtl Waldreith bei der Aspan und erhielt gleichzeitig die erbetene Bauerlaubnis. 1723 kaufte er dazu von Andre Pachner ein anrainendes Orth Waldreith am Puchek. Sein Hausdienst beträgt 6 Schilling, Grunddienst für die Reith gleich 6 Schilling. Ein weiteres Grundstück, die „Kollstatt“ wird noch bei der Übergabe 1750 an den Sohn Joseph erwähnt. Der Übernahmepreis betrug 100 Gulden.

Nr. 11: Am 30. Oktober 1718 kauft lt. Proth. fol. 311 der Zimmermann Hanß Haßlinger von Kainrathschlag von Joh. Andre Landsteiner ein orth Wald am Stadlreith, „worauf ihm ein Heußl zu pauen bewilligt wird (das Haßlinger- oder Zimmermannshäusl)“ per 28 Gulden; sein Hausdienst: 1 Gulden. Er übergibt am 10. April 1745 um 100 Gulden dem Aydam Joh. Michl Paur.

Nr. 7: Dieses steht unter Proth. folio 310 als „Pfrederbaurhäusl“ mit Baubewilligung vom 5. November 1718 verzeichnet. Dafür hat er außer je einem Gulden Micheli- und Georgidienst 1 Gulden 30 Kreuzer Robotgeld zu reichen, 1 Klafter Brennholz zu hacken; genießt 2 Freijahre. Am 16. Dezember 1742 geht das Häusl per 100 fl. an den Sohn Thomas, der auch 1748 die zweite Waldreuth per 150 fl. erbt.

Nr. 9: Am 26. November 1719 (Proth. fol. 315) erwirbt Thomas Gruedl eine Waldreith von Johann Faber um 100 Gulden und erhält in der Waldhäusl-Zuschreibung die hftl. Baubewilligung für sein „Gruedlhäusl“. Er war von Beruf Weber. Nach seinem 1845 erfolgten Ableben übergibt die Wittibin ihr Waldhäusl, wie solches mit Rain und Stein umfangen, mit 2 Gulden Dienst und vollem Zehent der Hft. Reichenau-

Großpertholz unterworfen... samt einer Waldreith... dazu Pflug und Eyßen, 3 Trischeln, 2 Reutern, 1 Schneidstockh, Hahn und Henn, ein Mehl Chor, 1 Spann- und 2 Barnködln, auch ein Schratthacken dem Sohn Johann Gruedl per 150 fl.

Nr. 10: Am 2. Februar 1720 (Proth. fol. 317) verkauft Baron Freiherr von Hackelberg-Landau ein Teil Stadtreuth am Kamp dem Maurer Martin Hinterreuder per 70 Gulden... hierauf ist ihm ein Hauß zu erbauen, das „Stadtreuth Waldhäusl“ heißen soll. Bereits 1725 verkauft Hinterreuder dasselbe am 27. August lt. Proth. fol. 37 an Sebald Wipplinger und Regina per 130 Gulden.

Nr. 6: Um einen geeigneteren Bau- und Wirtschaftsplatz erwerben zu können, verkauft Michael Pflänzlt lt. Proth. fol. 303 am 3. Mai 1717 seine halbe Waldreith dem Joh. Seydl von Frawerch (Fraberg) um 21 Fl. und erwirbt dafür um 40 fl. von Joh. Faber eine Waldreith am Pucheck (Proth. fol. 320,15. September 1720). Bei Einholung der Bauerlaubnis kauft er gleichzeitig seine drei Kinder Philipp, Paul und Michl vom Hofdienst frei. Sein Hausdienst beträgt 1 Gulden 2 Schilling (1 fl. = 8 Schilling). Gefertigt und geschlossen in Beiseim des Richters Johann Pachner. 1737, 6. Mai, fol. 41 verkauft Pflänzlt das „Pflänzlhäusl“ dem Elias Hochreider, dzt. in Wien, durch dessen Vater Thomas Hochreuder in Beiseim des Richters Johann Pachner und des Zeugen Peter Weiß per 100 fl.

Nr. 5: Eine weitere Waldhäusl-Zuschreibung und Baubewilligung erfolgte mit Proth. fol. 319 am 23. Juni 1720 zu Gunsten des Michael Schoßwald auf seiner Reith im Frauenwaldl, das die Bezeichnung „Schloßwaldhäusl“ erhält. Laut Proth. fol. 28 verkauft er seine Waldreuth mit dem darauf stehenden Heusel seinem Schwager Matthias Buchberger und Maria per 80 fl. Als Pöhnfall werden 6 Thaler gesetzt. Hausdienst ist 1 fl. 2 Schilling. Dabei der Richter Joh. Pachner und Zeuge Lorenz Kreutzberger.

Nr. 19: Für das s. g. „Casparhäusl“ am Pucheck fand sich keine Protokolleintragung. Vielleicht entstand es als Ausnehmerhäusl für den Inhaber des Casparhöfels Nr. 1 und wurde später getrennt geführt. Es wird erstmals im Grundbuch 1736 samt seinem Erbauer Caspar Ferschner verzeichnet. Nach Proth. fol. 95 verkaufte dieser das Häusl um 380 FL dem Matthias Helmreich von Langschlag am 8. Dezember 1740. Unter Matthias und dessen Sohn Georg scheinen Häusl und Höfl zusammen gehört zu haben. Erst ab 1808 scheinen für jeden Besitz verschiedene Inhaber auf. Der Hausdienst betrug 2 Schilling.

Nr. 8: Das „Waldhäusl am Buchegg“. Erste Nennung desselben findet sich gleichfalls im Grundbuch 1736, Besitzer desselben war Thomas Kernstockh, dem 1751 der Sohn Simon nachfolgt. Bei einem späteren Besitzwechsel heißt es 1783: „, und weillen auf der Waldreith ein Häusl erbaut worden, hat er 1 fl. 30 jährlichen Hausdienst und 2 Gulden Robotgeld zu reichen, dazu Natural Roboth wie die übrigen Waldhäusler.

Nr. 16: Im Grundbuch 1736 ist auch ein Joh. Georg Kernstockh aus Käßbach als Inhaber einer Waldreith am Pucheck eingeschrieben. Dieser dürfte mit obrigkeitlicher Bewilligung lt. Proth. fol. 26 v. 7. Juli 1742 darauf ein Häusl errichten, wofür er nach 3 Freijahren 4 fl. Dienst und die

Gaben gleich den andern zu entrichten hatte. Nach seinem 1777 erfolgten Ableben ist im Inventarium zu lesen: Schätzung: das Waldhäusl auf der Aspan mit lehenbarer Waldreith 300 Gulden, eine 2. und 3. Waldreith zu 110 fl. bzw. 60 fl; weiters 3 Leuß durchs Holz beim „Bichl zu Höranz“ 100 fl. und ein Überländ am „Höranz“ per 250 fl. Nachfolger und Erbe war der Sohn Franz. N.B. „Am Höranz“ verrät uns der Bestand einer verödeten alten Siedlung, die Gründung eines „Herirant = Hörant“ davon Hörants = Höranz. Das beweist auch die Bezeichnung „Luß, Lüsse“ statt des sonst im freien Wald üblichen Ausdruck „ein Orth oder Örtl Waldreit“. Die alte Dorffreiheit von „Höranz“ ist heute zwischen Kasbach und Heinrichs geteilt.

Nr. 4: Beim Frauenwald- oder Ederhäusl fehlt das Gründungsprotokoll, es muß aber gleichfalls Anfangs der Vierzigerjahre entstanden sein, da es laut Kaufproth. fol. 149 vom Erbauer Andre Eder am 20. Jänner 1748 dem Sohn Michl Eder um 50 Gulden weiter gegeben wurde.

Nr. 2: Da dieser Palckhische Neubau in der Fassion v. 1751 noch nicht aufscheint, ist die Erbauung 1752 anzusetzen; denn der Erbauer Georg Palckh verkaufte und übergab gemäß Kaufprotokoll fol. 207 v. 28. Februar 1753 diese Behausung mit 2 Waldreithern dem Eidam Matthias Eichinger und Tochter Agnes per 80 fl.

Nr. 12: Nach dem Kaufproth. fol. 65 vom 22. Mai 1758 erhielt Martin Haslinger die Bauerlaubnis gleichzeitig mit dem Reutkauf. Als Zahlungsbeginn für Dienst und Gaben wurde nach drei Freijahren Georgi 1761 angesetzt. Sofort nach Fertigstellung übergab er das Häusl seinem Sohn Johann Haslinger. Bemerkenswert ist, daß gleichzeitig eine Schanklizenz für Bier und Brandwein erteilt wurde, die vorher auf den nebenstehenden „Aspanhäusl“ ruhte, welches inzwischen von der Herrschaft erworben worden war.

Als Nr. 17 zählte das herrschaftliche Jägerhaus das s. g. „Schnepfische Waldhäusl“ mit unbekanntem Baujahr. Nr. 18 wurde wegen seiner Lage nach Kainrathschlag umgemeindet. Die Nummern 20 bis 25 gehören zu den Lamberghäuseln, die erst nach 1771 erbaut, aber hier nicht erfaßt wurden; ab 1788 wuchsen zu die Häuser Nr. 26 bis 48, die in der Grundaufnahme von 1823 aufgenommen sind. Die Nummern 49 bis 69 erstanden erst nach 1823.

Nach der amtlichen Häuser-Numerierung des Jahres 1771 folgten Neubauten am Lamberg, welche in der Fassion von 1887 mit den zu gehörigen Nummern aufgenommen wurden:

Nr. 20: Erbaut um 1771, Inhaber 1787 Andreas Mayerhofer.

Nr. 21: Erbaut um 1772 von Urban Brandweiner, 1782 übergeben an den Sohn Anton.

Nr. 22 und 23: Erbaut um 1782, Inhaber 1787 Matthias Mayrhofer.

Nr. 24: Erbaut um 1783, Inhaber 1787 Anton Brandweiner.

Nr. 25: Erbaut um 1785, Inhaber 1787 Michael Mayrhofer.

Im Laufe der achziger und neunziger Jahre wurden eine Reihe Baubewilligungen ausgegeben, bei denen nur in 2 Fällen die zugeteilte Hausnummer eingetragen wurde. Da sich nach den erreichbaren Unterlagen eine Zuweisung der Hausnummern bei den übrigen Neubau-

ten nicht durchführen ließ, können sie hier nur in der Reihenfolge der Protokolleintragung angegeben werden; im Kaufprotokoll Nr. 13 (1784—1794) sind enthalten:

fol. 5 v.5. März 1785 übergibt Michael Ferschner seine Waldreuth mit Baubewilligung dem Sohn Franz.

fol. 38 v. 25 Oktober 1786 verkauft Lorenz Mezger seine Waldreuth am Aspang dem Joh. Bröderbauer, welcher gleichzeitig eine Baubewilligung erhält.

fol. 132 v. 7. März 1787 verkauft Martin Hohegger sein Waldhäusl am Aspang.

fol. 274 v. 4. Juni 1788 erhält Joseph Weiß Nuz und Gewähr für sein neues Waldhäusl Nr. 32 und verkauft es 1793 lt. fol. 530 an Philipp Binderreiter.

fol. 275 v. 4. Juni 1788 verkauft Joh. Gruedl sein neues Waldhäusl Nr. 35 an Joseph und Rosalia Gundacker, die dasselbe 1790 lt. fol. 449 an Matthias Staudinger weitergeben. Dieser wieder verkauft lt. fol. 500 v. 10. Jänner 1793 an Michael Kaser.

fol. 277 v. 4. Juni 1788 veräußert Michl Kropfreiter sein Neubau-Waldhäusl dem Michael Gruedl.

fol. 279 v. 4. Juni 1788 erhält Michl Gottsbacher Nuz und Gewähr für sein neu erbautes Kleinhäusl; er hat 1791 an Hausdienst 1 fl. 30 krz. und 2 Tage Handrobot im Schnitt und beim Jagen zu leisten.

fol. 280 v. 4. Juni 1788 verkauft Lorenz Gruedl ein Überland mit neu erbauten Waldhäusl an Michael Knoll von Pertholz.

fol. 299 v. 24. Juni 1788 erhält Joseph Grätzl Nuz und Gewähr für sein neu erbautes Waldhäusl.

fol. 374 v. 21. Oktober 1789 verkauft Simon Bröderbauer sein neues Waldhäusl dem Lorenz Gruedl.

fol. 580 v. 1. April 1794 übergeben Josef und Rosalia Gundacker ihr Waldhäusl dem Sohn Johann.

Alle diese Neubauten scheinen in der Grundaufnahme 1823 unter den folgenden Hausnummern auf.

26: Lorenz Miedlinger, 27: Johann Haubner's Witwe Therese, 28: Franz Gruedl (ab 1814), 29: Joh. Bröderbauer (ab 1818), 30: Michael Sigl (ab 1818), 31 Franz Schwarzinger, 32: Josef Binderreiter (ab 1818), 33: Joh. Gußleithner (ab 1820), 34: Lorentz Gruedl, 35: Franz Kern, 36: Joh. Weißmayr, 37: Philipp Brederbauer, 38: Mathias Wallner, 39 Joseph Himmelbauer, 40: Joseph Bruck, 41: Johann Maringer, 42: Joseph Weiß, 43: Anton Pollak's Witwe An. Ma., 44: Martin Wei's Witwe Aa. Ma., 45: Martin Kaltenberger, 46: Michael Kropfreiter, 47: Anton Holzweber, 48: Franz Mayrhofer.

Die weiteren Neubauten entstanden nach 1823. Der hier behandelte Grundstock der neuen Ortschaft Langschlägerwald entwickelte sich binnen 110 Jahren von 1712 bis 1823.

Brauchtum im Jahresablauf

Neujahr:

Wer am Neujahrstag als erster von der Messe heimkommt, ist das ganze Jahr mit der Arbeit voraus.

Am Neujahrsmorgen soll man einen Schweinsrüssel essen, weils es dann in der Wirtschaft aufwärts geht.

Trinkt man in nüchternem Zustand ein Stamperl Sliwowitz, so bleibt man das ganze Jahr von Kreuzschmerzen verschont.

Kommt niemand Neujahrswünschen ist kein Glück im Haus.

Dreikönig:

Am Vorabend des Dreikönigtages soll man einen Laib Brot für die Hl. Drei Könige als Jause auf den Tisch legen.

Am Dreikönigstag stehen die Dienstboten wieder ein.

Heutzutage gehen die Ministranten Dreikönigsingen von Haus zu Haus. Der Erlös aus diesem fließt der Mission zu.

Maria Lichtmeß:

Geweihete Kerzen schützen vor Unwetter (Wetterkerzen).

Zu Lichtmeß soll in der Scheune erst der halbe Futtervorrat verbraucht sein. .Alte Leute gruben im „Heustock“ ein Loch, bis zu dem sie bis Lichtmeß kommen konnten.

Bis Lichtmeß mußte man mit dem Drusch fertig sein. Wer es nicht war, zu dem kam man mit einem Strohbesen ins Haus. Der Träger desselben mußte aber schnell die Flucht ergreifen, sonst bekam er einen Topf mit Wasser hinaufgeschüttet.

Zu Mittag gibt es die gleiche Kost wie am Weihnachtstag.

Fasching:

Bäuerinnen gehen mit dem „Rocka“ (Spinnrad) aus. In manchen Häusern wurden dann Rocktänze abgehalten (heute nicht mehr üblich!)

In jedem Bauernhaus gibt es zu den Faschingstagen Krapfen.

Der Faschingmontag ist der „Foastmontag“, weil da in vielen Häusern ein fetter Sterz gegessen wird.

Aschermittwoch:

Bauern gehen nach dem Gottesdienst ins Gasthaus, um dort den Saatgutkäfer einzuweichen. Nur so wird eine gute Ernte.

Georgi (24. April):

An diesem Tag soll man mit den Anbauarbeiten im Garten beginnen. Die Frauen dürfen an diesem Tag nicht flicken, da sie sonst Geschwüre an den Fingern bekommen.

Das Korn soll an diesem Tag schon so hoch sein, daß sich eine Krähe darin verstecken kann.

Die Schafe dürfen nicht mehr in den Kornfeldern angetroffen werden.

Palmsonntag:

Kommt der Palmbuschenträger als erster von der Kirche nach Hause, so bekommt er zu Mittag das größte Stück Fleisch.

Mancherorts gibt man noch den Kühen Palmzweige zu fressen, denn diese treiben den bösen Feind und die Hexen aus.

Geweihte Palmzweige steckt man als Schutz gegen das Einschlagen in den Dachstuhl.

Geht man dreimal um das Haus, ohne sich dabei umzusehen, dann holt der Fuchs in diesem Jahr keine Hühner.

Gründonnerstag:

Die Ministranten beginnen mit dem Ratschen. Sie sagen hiebei folgenden Spruch: Jetzt habn ma gratscht den Englischen Gruß, den jeder katholische Christ beten muß. Leutln kniets nieder auf enkere Knie und bets an Vaterunser und ein Ave Marie.

Die Eier, die die Hühner am Gründonnerstag legen, die sogenannten „Oantlasoa“, werden am Ostersonntag geweiht.

Karfreitag:

Den Hühnern schneidet man die Schwanzfedern ab, damit sie der Fuchs nicht so leicht erwischt.

Zu Mittag gibt es nur eine Erbsensuppe.

In keinem Bauernhaus bekommt man etwas zu kaufen, weil sonst das Glück aus dem Haus getragen würde.

Am Karfreitag darf man keine Erde rütteln. Es ruht die Arbeit auf dem Felde.

Karsamstag

Die geweihten Brennsteckerl steckt man als Schutz vor Hagelschlag aufs Feld.

Ostersonntag:

Speisenweihe in der Kirche. Nach der Messe muß jeder Hausbewohner von diesen geweihten Speisen essen.

Der Osterstriezel darf in keinem Haus fehlen.

Die Dienstboten betteln bei den Nachbarn um ein rotes Ei, denn das bringt Glück.

Der Bauer verrichtet am Ostersonntag am Feld ein Gebet um gutes Wachstum der Feldfrüchte.

Ostermontag:

Man geht wieder mit dem „Rocka“ aus.

Die Firmlinge besuchen ihre Paten und holen sich von diesen ein rotes Ei.

1. Mai:

Am Vorabend wird von der Dorfjugend der Maibaum gesetzt. Die Nacht vorher muß er gut bewacht werden, damit er nicht gestohlen wird. Die Burschen setzen oft auch den Mädchen einen Maibaum. Ist dieser mit Lumpenzeug und dgl. behangen, bedeutet dies Spott, ist er aber ein schöner Baum mit Papiermascherln, dann ist es eine Auszeichnung für das Mädchen.

Am 1. Mai soll man Kopfwaschen, dann bleibt man das ganze Jahr von Kopfschmerzen verschont.

Pfingsten:

Man soll schon vor Sonnenaufgang aufstehen und beten.

Fronleichnam:

Während des Umzuges wird Böllergeschossen.

Nach dem Umgang nehmen die Leute geweihte Zweige von den Bäumen der Altäre mit nach Hause und stecken diese in die Dachsparren als Schutz gegen Blitzschlag.

Johanni (24. Juni):

Abbrennen eines Johannisfeuers. An diesem Abend soll man 9 Feuer zählen, dann hat man Glück.

Die Arbeiten im Stall sollen vor Sonnenaufgang und vor Sonnenuntergang gemacht werden.

In manchen Bauernhäusern bäckt man noch die Sonnwendkrapfen.

Kirchweihfest:

In den Bauernhäusern werden Krapfen gebacken. Kirtaggäste, meist Verwandte werden eingeladen.

In Kirchbach wird am Kirtag Markt abgehalten. Die ausgestreckte „Kirtaghand“ (Hand aus Blech an einer Holzstange) verkündet schon 8 Tage vorher den Kirtag.

Martini (11. November):

In der Martiniwoche darf nichts aus dem Wald geführt werden, denn sonst verendet ein Stück Vieh.

In manchen Gegenden des Waldviertels ist noch das „Martinigansessen“ und auch der „Martinitanz“ findet statt. (In unserer Pfarre ist dies nicht üblich).

Barbara (4. Dezember):

Vor Sonnenaufgang soll man Kirschenzweige heimtragen und sie einwässern. Blühen sie bis Weihnachten, gibt es im nächsten Jahr eine Braut im Haus.

Früher wurde um die Obstbäume ein Strohband gebunden, damit die Bäume im nächsten Jahr reichlich Früchte tragen sollten.

Nikolo (6. Dezember):

Das „Nikologehen“ ist noch üblich. Manche Kinder stellen am Vorabend des Nikolotages einen Teller oder Schuhe ins Fenster. In diese soll nun der Nikolo seine Gaben legen. Nikolo und Krampus (mit Rute) kommen zu den Kindern ins Haus. In manchen Häusern wird die Stube, wenn die beiden Gestalten sich entfernt haben, ausgeräuchert.

Weihnachten:

In manchen Bauernhäusern werden noch Wohnung, Stallungen, Keller und Boden vom Hausvater am Heiligen Abend ausgeräuchert, damit Gott alle Hausbewohner beschützen möge.

Am Heiligen Abend gibt es zu Mittag nur eine Erbsensuppe zu essen.

Am Nachmittag des Hl. Abend wird der Christbaum gemacht.

Am Christtag macht man keine Besuche, weil dazu der Tag zu heilig ist.

Am Stephanstag stehen die Dienstboten aus.

Die Frauen dürfen an diesem Tag weder nähen noch flicken, weil sie dadurch vor Lungenentzündung bewahrt bleiben.

Aufnehmen und Entlassen der Dienstboten:

Bei der Aufnahme erhalten sie das sogenannten „Drangeld“ (An-geld — Angabe). Bevor der Dienstbote einsteht, soll er in die Kirche gehen, damit ihm auf dem neuen Posten kein Unglück zustößt. Die Dienstboten werden schon im Sommer „angeredet“, ob sie im nächsten Jahr wieder bleiben wollen. Werden sie vom „Herrn“ nicht „angeredet“ ist dies für sie das Zeichen, daß sie nicht mehr gewünscht werden.

Bei der Entlassung bekommen sie mancherorts noch zur Belohnung einen Laib Brot mit.

Rauhnächte:

In diesen hat der Bauer Urlaub. Die Frauen dürfen nicht spinnen, denn sonst packt sie der „Rauhwuzl“.

Früher einmal schüttelten die Mädchen die Obstbäume. Hörten sie dabei einen Hund bellen, dann heirateten sie in die Richtung, aus der das Hundegebell kam.

Die alten Leute gingen um Mitternacht ins Freie, um sich mit dem bösen Geist in Verbindung zu setzen. Dieser sagte ihnen ihr Glück oder auch ihr Unglück voraus.

Manche gingen zu einem Kreuzweg (Wegkreuzung) „liesen“ (losen, horchen). Auch hier erfuhren sie vom Bösen ihr Schicksal, für das kommende Jahr.

Während der Rauhnächte soll niemand am „Laden“ liegen (gestorben sein), denn sonst folgen noch 3 Begräbnisse nach.

Silvester:

Der Kalender wird verbrannt.

In manchen (wenigen) Häusern wird am Silvesterabend noch Bleigegossen.

Franz Schmutz-Höbarthen

Die Herkunft der Sage von der Weißen Frau und dem Kind

Unter den vor 30 Jahren von mir gesammelten und in der Zeitschrift „Das Waldviertel“ am 1. Dezember 1935 und am 1. März 1936 mitgeteilten und besprochenen Sagen vom Fenesberg im Bezirk Gmünd befinden sich zwei fragmentarische Fassungen der Sage von der Weißen Frau und dem Kind. Die eine lautet (Heft von 1935, S. 102): Einst ging ein Weib aus Groß-Neusiedl mit einem kleinen Kind in den Wald, um Holz zu sammeln. Auf dem Fenesberg setzte sie das Kind nieder, um ihrer Arbeit nachzugehen. Aber als sie wieder zurückkam, da war das

Kind verschwunden und nirgends mehr zu finden. Auf den Rat der Leute begab sich die Mutter ein Jahr darauf am selben Tag wieder auf den Fenesberg und siehe, ihr Kind saß auf dem nämlichen Platz, wo sie es hingesetzt hatte, und hielt einen feuerroten Apfel in der Hand.

Die zweite Fassung gibt die Sage ausführlicher wieder, ist aber, wie Aufzeichnungen von anderen Orten zeigen, ebenfalls unvollständig. Sie lautet (Heft von 1936, S. 17): „Einer Frau, die ein kleines Kind bei sich hatte, erschien beim Fenesberg ein graues Männlein und forderte sie auf, mit ihm in den Berg zu gehen, sie werde darin Schätze finden. Wie sie nun zum Berge kamen, war dort ein Tor und sie gingen hinein. Da sah die Frau einen Tisch im Berge und das Männlein sagte, sie solle ihr Kind daraufsetzen, um die Schätze, einen Sack mit Gold und einen mit Silber, in Empfang zu nehmen. Da die Säcke so schwer waren, entschloß sie sich, das Kind einstweilen da zu lassen, um sie aus dem Berg zu tragen. Aber als sie zurückkam, um ihr Kind zu holen, war das Tor nicht mehr zu finden. Auf den Rat der Leute ging sie übers Jahr zur selben Stunde wieder zum Berg. Da stand das Tor offen und ihr Kind saß auf dem Tisch, wie sie es vor einem Jahr verlassen hatte. Sie nahm es und verließ, ohne jemanden zu sehen oder zu hören, den Berg. Draußen aber wandte sie sich noch einmal um — da war das Tor wieder verschwunden.“

Die Sage von der Weißen Frau und dem Kind, die in den beiden Fassungen vom Fenesberg unvollständig überliefert ist, ist weit verbreitet. In den Fenesbergfassungen scheint zwar das Kind auf, nicht aber die Weiße Frau, der wir sonst begegnen, so in der Überlieferung vom Eulenberg bei Litschau ¹⁾. Hier kommt die Frau mit dem Kind an einem heiligen Ostertag in den Berg. Nach einem Jahr ist der Berg wieder offen „und eine schöne weiße Frau führte ihr das Kind, das fröhlich dreinblickte, entgegen, in der Hand einen goldenen Apfel.“ Die weiße Frau hatte dem Kind täglich einen Apfel zur Speise gebracht und mit ihm gespielt. Für das Geschehnis wird hier wie in fast allen weiteren Sagenfassungen eine wichtige Zeitangabe gemacht. Wie im ersten Bericht vom Fenesberg verschwindet das Kind im Wald in einer Überlieferung aus dem Zwettler Gebiet ²⁾, wo dieses, von der Weißen Frau behütet, am nächsten Tag wieder gefunden wird. „Die Mutter aber wußte, daß diese Frau die Muttergottes gewesen ist.“ Die Zeitangabe fehlt. Das selbe ist es bei den Fenesbergberichten, in denen auch die Weiße Frau nicht aufscheint. Der Vergleich mit der Sagenform vom Eulenberg und anderen Sagenformen (siehe unten!) erweist Überlieferungen, in denen die Zeitangabe oder gar die Weiße Frau fehlt, als fragmentarisch, das Verschwinden des Kindes im Wald und die Umwandlung des Jahres in einen Tag als jüngere Änderungen und die Auffassung, daß die Weiße Frau die Muttergottes sei, als christliche Fortbildung der alten Sagengestalt.

In der Sage von einer Felswand am Sandelberge bei Weißenkirchen ³⁾ verschwindet das Kind im Berg an einem Palmsonntag. Erst nach sieben Jahren öffnet sich der Berg wieder und die Mutter erhält es zurück ⁴⁾. Die Stelle der Weißen Frau nimmt diesmal ein Bergzwergelein ein — das graue Männlein in der längeren Fenesbergerzählung —, die Stelle des

Apfels ein Beutel mit Gold. Jüngere Züge. Im Berg waren sie Seelen verwunschener Rittersleute gewesen; „durch die sieben Jahre lang dauernde Angst, die die Frau um ihr Kind ausgestanden, hatte sie die armen Seelen erlöst.“ Wieder ein jüngerer Zusatz. Eine Verchristlichung.

Unsere Sage ist auch mit dem Burgfelsen der Ruine Staff bei Wiesenbach unweit St. Veit an der Gölsen verbunden⁵⁾. Hier fehlt die Weiße Frau und die Zeitangabe. Die Mutter des Kindes siedelt sich nach dessen Verschwinden am Burgfelsen an und tut Buße dafür, daß sie im Anblick der Schätze auf das Kind vergaß. Nach einem Jahr öffnet sich der Felsen wieder und gibt das Kind frei. Den Apfel ersetzt hier ein Stück Brot.

In der Jankasmauer, Felsen im östlichen Mühlviertel, öffnet sich zu heiligen Zeiten eine Tür. „In der Mettennacht fand eine Mutter, die ihr kleines Kind auf dem Arm hatte, die Tür und trat in eine Höhle voll Gold. Sie setzte das Kind auf den Boden, füllte sich die Schürze mit Gold und Silber und trug es hinaus. Als sie aber zurück wollte, war der Eingang verschwunden. Kein Jammer half. Im nächsten Jahr ging sie wieder in der Mettennacht hin und fand die Tür offen. Ihr Kind saß auf dem Tisch, einen frischen Apfel in der Hand. Eine schöne weiße Frau war oft gekommen und hatte dem Kind Essen gebracht.“

„Nach einer anderen Erzählung geschah es am Karfreitag, die weiße Frau war unsere liebe Frau.“

Die Mettennachtsage wird auch von Ruttenstein, ebenfalls im östlichen Mühlviertel, erzählt. Am Sonnenwendabend wieder spielt eine Sage von der Trefferwand, wo die Mutter von einem eisgrauen Männlein (s.oben!) aufgefordert wird, in die Schatzhöhle einzutreten. Das Kind ist bis zur nächsten Sonnenwende im Felsen eingeschlossen. „Der Fels öffnete sich da wieder und ihr Knabe sprang ihr entgegen“⁶⁾. Von der Weißen Frau ist nicht die Rede. Auch die Zeitangabe fehlt.

Der Hohenstein zwischen Kaplitz und Gratzen öffnete sich am Palmsonntag⁷⁾. Die Mutter erhält ihr im Berg eingeschlossenes Kind nach einem Jahr zurück. Es ist von funkelnden Schätzen umgeben und hält einen roten Apfel in der Hand. „Das Kindlein war viel größer geworden, trug wunderschöne Kleider und war voll frischen Mutes. Eine weißgekleidete Frau hatte es das ganze Jahr über gepflegt und behütet“.

Dieselbe Sage wird von vielen anderen Orten erzählt, so vom Schatzberg bei Iglau, von der Katzenburg bei Tieberschlag, vom Hausberg bei Pernek, von einem Felsen im Langwald zwischen Sablat und Kellne, vom Terni bei Staab u.a. in der Fassung vom Turnberg bei Malsching bleibt das Kind im Felsen. „Man sieht es am nächsten Palmsonntag während der Passion im Felsspalt spielen, aber niemand traut sich es zu holen. Erst nach vielen Jahren soll es befreit werden“. Wir erinnern uns da an die Sage, wo das Kind nach sieben Jahren aus dem Berg kommt. Sie liegt der eben erwähnten offenbar zugrunde (siehe Anmerkung 4 !).

Überschauen wir nun die aus verschiedenen Gegenden herangeholten Sagenformen, so treten uns folgende Hauptzüge entgegen: Eine Mutter kommt mit ihrem Kind an einem heiligen Tag (an einem heiligen Ostertag, am Karfreitag, an einem Palmsonntag; in der Mettennacht;

am Sonnwendabend) in einen offen stehenden oder sich öffnenden Berg. Von den Schätzen darin geblendet, vergißt sie, mit deren Bergung beschäftigt, auf ihr Kind, das in dem sich plötzlich schließenden Berg verbleibt. Nach einem Jahr öffnet sich dieser wieder und sie erhält ihr Kind zurück. Es hat einen Apfel in der Hand. Eine weiße Frau hat es das Jahr über behütet.

Diese Sage ist eigenartig genug, um uns anzuspornen, ihrem Sinn nachzuspüren. Zu diesem Zweck beschäftigen wir uns zunächst mit dem Apfel und der Weißen Frau.

Daß ersterer im Erdinnern nicht als Frucht an sich, sondern symbolhaft zu nehmen ist, liegt auf der Hand. Ich habe nun über die symbolische Bedeutung des Apfels in meinem 1962 in Nr. 5/7 der Wiener Zeitschrift „Unsere Heimat“ erschienen Aufsatz „Die Sonnenkulttradition in einem Volkslied und einem Märchen“ ausführlich gesprochen und kann mich daher hier damit begnügen, die diesbezüglichen Teile der Seiten 118—120 dieser Arbeit zu wiederholen. „Der Ring konnte auf Grund seiner Gestalt den Kreis verkörperlichen, der in den Gebieten um den Polarkreis zum Jahressymbol wurde, weil dort die Sonne mit ihren Auf- und Untergangspunkten das Jahr über den ganzen Horizontkreis durchwandert (s. meine „Zeitangaben in den skandinavischen Felsbildern“, Wien 1954, S. 14!); der Apfel aber konnte nicht nur mit seinem Kreisrund den Jahreskreis verkörperlichen, sondern mit seiner Materie zugleich die Erde versinnbildlichen, die man sich mit ihren mannigfaltigen Höhen als einen Körper dachte, der nach dem Horizontkreis rund war wie eine Scheibe und im Weltwasser schwamm. Der Apfel war dann auch wie wir gleich sehen werden, das Attribut der Erdmutter, der Vergöttlichung der Erde. Diese gebiert alles Leben der Erde und nimmt alles Leben auf Erden in ihren Schoß hinab. Diese Doppelheit der Jahresbewegung der Sonne, die einerseits durch Wärme und Licht das Leben auf der Erde hervorruft, um es andererseits dem Tod zu überantworten, wenn sie den Winterweg geht. Als Symbol des Sonnenwegs und der Erde kann der Apfel, Licht und Dunkel, Fruchtbarkeit und Tod bedeuten. Sowohl die Zeit, wo die Natur wie im Todeschlaf ruht, als auch die Zeit, wo die Erde mit unerschöpflichem Wachstum und tausendfältigen Früchten den Menschen erfreut, kann durch ihn versinnbildlicht werden.

Die weiblichen Gottheiten der Völker, bei denen der Sonnenkult fortlebt, gehen letzten Endes alle auf die Vergöttlichung der Erde zurück⁹⁾, und weil nun der Apfel die Erde versinnbildlichen kann, begegnet er uns als Attribut verschiedener Göttinnen. Gää („Erde“), die älteste griechische Erdmutter, die, den vorausgehenden Bemerkungen entsprechend, alles Leben und Wachstum in der Natur erzeugt und wieder in ihren Schoß hinabnimmt und so zugleich Fruchtbarkeits- und Todes- (Unterwelts-) göttin ist, schenkt der Hera bei ihrer Vermählung mit Zeus die goldenen Äpfel der Hesperiden, welche Herakles aus dem Land der Hyperboreer holt. Der Apfel ist auch Attribut der Liebesgöttin Aphrodite — Venus und der Unterweltsgöttin Persephone. Idun, die nordgermanische Göttin des wiedererwachenden Lebens im Frühling, bewahrt goldene Äpfel, durch deren Genuß die Götter ewig

jung und schön bleiben. Weil das Jahr und mit ihm die Fruchtbarkeit der Erde ewig wiederkehrt, erhält der Genuß der Äpfel der Idun, welche Jahr und Erde versinnbildlichen, ewig jung.“

Die Weiße Frau unserer Sage hält sich im Erdinnern auf und pflegt das hier eingeschlossene Kind, das nach einem Jahr mit einem Apfel in der Hand freigelassen wird. Die Einschließung des Kindes entspricht der Hinabnahme des Lebens in den Schoß der Erde, die Entlassung des Kindes dem Hervorwachsen des Lebens aus dem Schoß der Erde. Die Weiße Frau ist daher als Erdmutter anzusehen. Der Apfel, den das Kind im Berg erhält, bestätigt das als Symbol der Erdmutter.

Die Gestalt der Erdmutter und die symbolische Bedeutung des Apfels führen in die vorchristliche Zeit zurück. Die oben zusammengefaßten Zeitangaben unserer Sage stellen sich damit als Verchristlichung der Jahreswende in der Frühlingsgleiche (Osterzeit!) bzw. der Winter-Sommersonnenwende (Mettennacht) heraus. Bei der auch vorkommenden Sommer- Sonnenwende ist nichts geändert. Diese drei Zeitpunkte sind im Jahressonnenlauf, aus dem der einst herrschende Sonnenkult erwuchs, von größter Bedeutung. Unsere Sage ist demnach, was die Einbeziehung des Zehnjahrs nahegelegt, eine Sonnenkultdichtung der vorchristlichen Zeit, die später Änderungen erfuhr, oder sie ist in frühchristlicher Zeit entstanden, wo die Sonnenkultradition noch stark fortwirkte. Man vergleiche damit S. 118 meines Aufsatzes „Die Sonnenkultradition in einem Volkslied und einem Märchen“!

Im Volksbrauch ist weiß die Farbe der Freude, vielfach aber auch die Farbe der Trauer⁹⁾, was der doppelten Eigenschaft der Erdmutter als Herrin des Totenreichs und als Herrin des Lebens entspricht. Daß die Weiße Frau unserer Sage die Erdmutter ist, zeigt nicht nur ihre äußere Erscheinung und ihr Aufenthalt im Inneren der Erde sowie der Apfel daselbst als Attribut der Erdmutter, — sie behütet, von Zwergen bedient, auch die Schätze in der Erde — es weist darauf auch der Umstand hin, daß bei der im Frühling stattfindenden Prozession zu Ehren der römischen Erdmutter Ceres alles weiß gekleidet ging und daß die römischen Frauen bei der Feier der Wiederauffindung der Erdmutter Persephone-Proserpina in weißen Kleidern die Erstlinge der Früchte darbrachten. So wie Persephone, die liebliche Tochter der Erdmutter Demeter, im Inneren der Erde festgehalten wird, um dann wieder auf die Oberwelt zu kommen, wird das Kind in der Sage in der Schatzhöhle festgehalten, um endlich wieder herauszukommen. Persephone ist schließlich auf Grund des großen und des kleinen Abschnitts des Frühlingsgleichenjahrs abwechselnd ein Drittel des Jahres, von der Wintersonnenwende bis zur Frühlingsgleiche, in der Unterwelt und zwei Drittel desselben auf der Oberwelt bei ihrer Mutter (beiläufige Zeitangaben!). Jedes Jahr, wenn sich der Frühling erneut, steigt sie ins Licht der Sonne empor, um im Spätherbst ins Reich des Todes zurückzukehren. Auch das Kind der Sage verläßt meist in der Zeit der Frühlingsgleiche den Berg, in dem es eingeschlossen war. Es verschwindet in der Frühlingsgleiche und stirbt so gleichsam, wird aber in der Frühlingsgleiche aus dem Berg entlassen, gleichsam wiedergeboren; wie das Jahr, das in der Frühlingsgleiche zu Ende geht („stirbt“) und neu be-

ginnt, wiedergeboren wird. (Beim Kind handelt es sich um die nächste Frühlingsgleiche. Darüber unten!). Der Apfel in der Hand des Kindes kündigt, den Jahresweg der Sonne und die Erde versinnbildlichend, den Anbruch eines neuen Jahres an und die Sage von der Einschließung und dem Wiedererscheinen des Kindes geht also aus der Wende des Frühlingsgleichenjahres hervor. Der Beginn eines neuen Jahres wird dadurch betont, daß der Apfel in den Sagenfassungen (feuer)rot, frisch oder golden und daß das Kind fröhlich und gute Mutes ist. In der Sage vom Eulenberg heißt es: „Eine schöne weiße Frau führte ihr (der Mutter) das Kind, das fröhlich dreinblickte, entgegen.“ Wir sahen, daß auch die Wintersonnenwende herangezogen wird, wo auf die absteigende die aufsteigende Linie des Jahresonnenwegs folgt. Umgekehrt ist es bei der Sommersonnenwende, die uns auch begegnete.

Wenn unsere Sage nun auf der Wende des Frühlingsgleichenjahrs bzw. der Winter- oder Sommersonnenwende basiert, warum verbleibt dann das Kind ein Jahr im Berg?

In dem Augenblick, wo das alte Jahr endet, fängt ein neues Jahr an. Jahresende und Jahresbeginn fallen zusammen. Entsprechendes gilt für jede Wende. Das das Kind einschließende Zugehen des Berges und das das Kind wieder freigebende Aufgehen desselben — die Versinnbildlichung der Wende — können aber nicht zusammenfallen. So wird das Aufgehen des Berges um ein Jahr verschoben und das Kind bleibt damit ein Jahr im Berg. Diese Zeit wird in manchen Sagen christlich gedeutet, indem es heißt, sie sei eine Strafe für die Mutter, weil sie die Schätze des Berges ihrem Kind vorzog.

Die Dichtung von der weißen Erdmutter und dem Kind siedelte sich, wie wir sahen, an verschiedenen Orten an, von denen wohl manche dem Kult dienten. Die ebenfalls dem Sonnenglauben entstammende Sage von der Wilden Jagd haftet an zahllosen Orten und auch Gegenden erhielten mehrfache Heimstätten, so die vom Schneewunder, welche von Santa Maria Maggiore in Rom ausging (4. Jahrh.; danach Maria Schnee bei Reichnau und bei Bergreichenstein in Südböhmen.).

Die Weiße Frau geistert auch in zahlreichen Sagen von Burgen und Ruinen durch die Jahrhunderte, besonders auf den Schlössern der Herren von Rosenbergs und ihrer Zweiglinien, auch in anderen Burgen des Böhmerwaldes und Südböhmens, die mit dem Geschlecht der Rosenberge nichts zu tun haben, und sogar in Bürgerhäusern. Im Schloß zu Neuhaus zeigt sich auch eine schwarze Frau, die einen Erstgeborenen der Familie raubt¹⁰⁾: die Erdmutter im Besonderen als Totengöttin. In einer Sage aus dem Waldviertel erscheint die Erdmutter als schwarze und dann als weiße Frau¹¹⁾. In der Neuhauser Sage treten die schwarze und die weiße Frau nebeneinander auf, im Schloß von Schüttenhofen erscheint die weiße Frau jedesmal, wenn einer der Herren sterben soll, mit einem schwarzen Schleier über dem Gesicht¹²⁾. Auf dem Fenesberg bei Grünbach, von dem wir in diesem Aufsatz ausgingen, zeigt sich die Erdmutter als weiße oder graue Frau. „Sie kommt um 12 Uhr mittags oder in der Dämmerung aus dem Fenesberg und geht langsam zwischen den Feldern dahin. Begegnet sie jemanden, so fordert sie ihn auf, mit in den Berg zu kommen, und verspricht ihm Schätze. Geht er nicht mit,

so gibt sie ihm einen Schlag und er muß sterben“¹³⁾. Grau ist neben schwarz und weiß Farbe der umgehenden Toten und überhaupt der Geister¹⁴⁾. Auch die kleinen Männlein, die aus dem Fenesberg kommen, um als Boten der Unterweltsgöttin einen Menschen in diesem, ins Totenreich zu holen, sind weiß oder grau. Auf vielen Burgen kündigt die Weiße Frau, als Erdmutter Herrin des Todes und des Lebens, einen Todesfall oder Geburt und Hochzeit an. Und auch in diesen Sagen ist sie mit Schätzen in Verbindung gebracht. Sie trägt gleich der germanischen Göttin Frija—Frigg, der Schützerin der Häuslichkeit, einen waldenden Schleier und am Gürtel einen Schlüsselbund. Später wird mit der Weißen Frau aus vorchristlicher Zeit eine historische Gestalt, die 1430 zu Krummrau geborene Berta von Rosenburg zusammengebracht (1681). Frigg besitzt einen Palast namens Fensalir, die Meersal¹⁵⁾, sie nimmt die Seelen der Menschen in ihr unterirdisches Reich hinab und sendet sie als Kinderseelen aus Brunnen und Seen wieder zurück. Im Fenesberg wohnt die Weiße Frau, die in verschiedenen Sagen ein in einem Berg eingeschlossenes und so gleichsam gestorbenes Kind pflegt, um es nach einem Jahr wieder ins Dasein im Licht zu entlassen. Die Wiedergeburt menschlichen Lebens und die Wiedergeburt des Jahres fallen, wie meine Darlegungen ergeben, in der Sage von der Weißen Frau und dem Kind zusammen. Der Mensch kehrt im Sonnenglauben nach dem Tod wieder wie die scheinbare Jahressonnenbewegung nach dem Jahresende, dem „Jahrestod“.

Daß hinter der Weißen Frau der Sagen die Gestalt einer Erdmutter vorchristlicher Zeit steckt, ist nicht zu bezweifeln, und daß es sich bei dieser Erdmutter um die germanische Göttin Frija handelt, wohl auch nicht.

- 1) Mitgeteilt in Nr. 99 der 1924 erschienenen ersten Reihe „Frau Saga im niederösterreichischen Waldviertel“ von Franz Kießling.
- 2) Siehe Franz Kießling, a. a. O., zweite Reihe, Nr. 5!
- 3) Siehe Franz Kießling, a. a. O., vierte Reihe, Nr. 145!
- 4) Die Zahl sieben ist mit dem zehntelligen Jahr zu erklären. Darüber Franz Schmutz-Höbarthen „Die Sonnenkulttradition in einem Volkslied und einem Märchen“, Unsere Heimat, 1962, Nr. 5/7, Seite 117.
- 5) Siehe Friedrich Kuthmayer, Niederösterreichische Volkssagen, Wien 1923, Seite 43!
- 6) Die zuletzt genannten Sagen sind dem 1932 in Linz erschienenen „Oberösterreichischen Sagenbuch“ von Dr. Adalbert Depiny entnommen, wo sie auf den Seiten 75/76 zu finden sind.
- 7) Siehe Gustav Jungbauer, Böhmerwald-Sagen, Jena 1924, Seite 111/112!
- 8) Vgl. Jacob Grimm, Deutsche Mythologie, Leipzig 1942, S. 26! Näheres über die weiblichen Gottheiten in meinem Buch „Die nordischen Felsbilder — Denkmäler des Sonnenkults“, Wien 1959.
- 9) Siehe O. A. Erich und R. Beitzl, Wörterbuch der deutschen Volkskunde, Leipzig 1936, S. 720!
- 10) Jungbauer a. a. O., S. 145.
- 11) Kießling a. a. O., erste Reihe Nr. 25.
- 12) Jungbauer a. a. O., S. 144.
- 13) 2. Teil meines Fenesbergaufsatzes S. 17.
- 14) Erich und Beitzl a. a. O. S. 258.
- 15) Siehe dazu S. 102 des 1. Teils meines Fenesbergaufsatzes!

Eine Donaugold - Wäscherei bei Melk

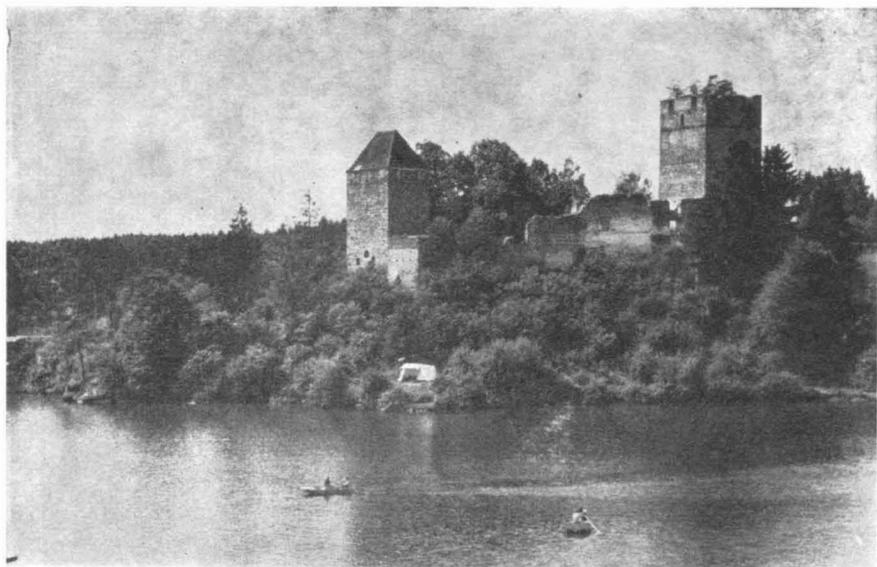
Vom Goldwaschen auf der niederösterreichischen Donau-Strecke berichtet Robert J. Mayrhofer, Wien, im Jahrbuch XXX/2. Band des Vereines für Landeskunde für Niederösterreich und Wien und beschreibt die einzelnen Wäschereien eingehend, jedoch fehlt ein Bericht über jene zu Melk im ausgehenden 17. Jahrhundert.

„Goldwaschen betreff. zu Mülkh A. 1695 den 9ten September.“ lautet das Rubrum auf einem Akt des Stiftsarchives, aus dem hervorgeht, daß Georg Reitterer auf der Heid bei Emmersdorf und Simon Köcherl, ein Zimmermann aus Münichreit im „Saubad“ nächst Melk Gold gewaschen haben. Die Flur „auf der Heide“ mit dem Heidhof befindet sich auf dem linken Donauufer nächst dem Dorf Rantenberg, Münichreith ist ein Kirchendorf am Ostrong, als „Saubad“ wird der westliche Zipfel der Stadt Melk vorgelagerten Insel, zwischen dem Einrinnen des Donauarmes und der Melkflussmündung bezeichnet. Der Verfasser der Schrift dürfte mit Sicherheit der Stiftsgrundbuchschreiber Jakob Schimrich unter Abt Gregor Müller und dem Stiftpfandherrscher Johann Anton Kirchstetter gewesen sein.

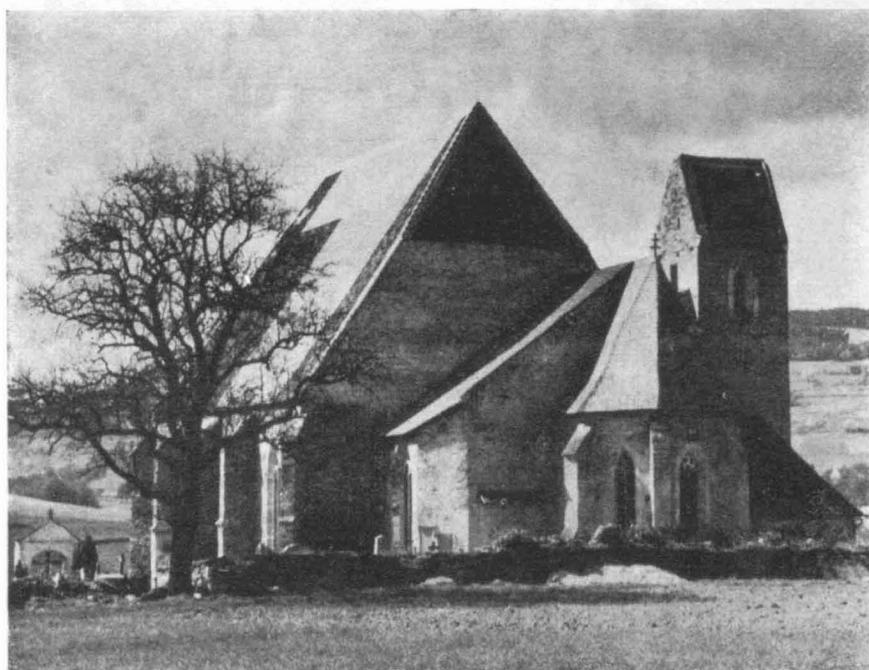
Da aber in der Handschrift nicht nur der Waschvorgang anschaulich beschrieben ist, sondern auch Zeichnungen der Hilfsgeräte enthält, glaube ich durch die freie Wiedergabe der Handschrift mit den Zeichnungen die Arbeit des Robert J. Mayrhofer zu ergänzen, muss aber gleichzeitig hinweisen, dass schon der Stiftpfandhistoriker Kons. Rat. Dr. P. Edmund Kummer „Unsere Heimat“, 1964, über diese Urkunde einen Bericht verfasst hat.

„Nachdem Georg Reitterer, Melker Untertan bei Emmersdorf auf der Heid, ein alter Goldwascher der unlängst mit dem Tod abgangen ist und Regina sein Weib die Meldung unterlassen hat, ist auf mein Begehren Simon Köcherl, Zimmermann aus Münichreit, welcher ein Mann bei 69 Jahre alt, und über 30 Jahr lang mit dem Georg Reitterer Gold gewaschen, zu uns kommen und hat zwei Dukaten schwer Gold gebracht, für welches ist ihm 5.-fl. bezahlt worden auch wurde ihm mitgeteilt, dass ich mich an Ort und Stelle, wo defekto Gold gewaschen wird, verfügen werden, um die „Manier des Waschens“ kennen zu lernen. Wie ich dann (Grundschreiber Jakob Schimrich und Hauptmann Johann Anton Kirchstetter) mit meinem Kammerdiener Franz und meinen Jungen Mathias über die Melk (Fluss) durch den (Schiffmeister Michael) Spitzer übergefahren sind, haben wir beim Saubad den Simon Köcherl sambt seinem Weib und Regina, die hinterlassenen Reitterische Wittib, wirklich bei der Arbeit mit ihre „notwendigen Instrumenta, welche alle nit 3 fl. wert“, angetroffen, die Instrumenta bestanden aus:

1. 4 kleine Mölterl *),
2. eine gewöhnliche, jedoch fast neue Butte,
3. hölzernes Schaff, wie man bei der Weinlese, die Maisch in den Bottich einzufüllen pflegt,

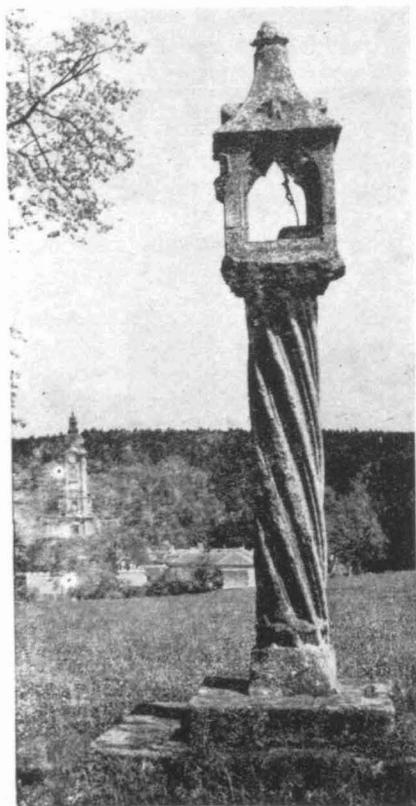


Ruine Lichtenfels am Stausee.



Anna-Kirche bei Pöggstall.

(Photo: Österr. Fremdenverkehrswerbung)



Oben: Holzschnitt-Exlibris von
Erich Schöner (Motive aus Zwettl).

Links: Lichtsäule vor dem Stift
Zwettl.

(Österr. Fremdenverkehrswerbung)

Abb. 1



Abb. 3

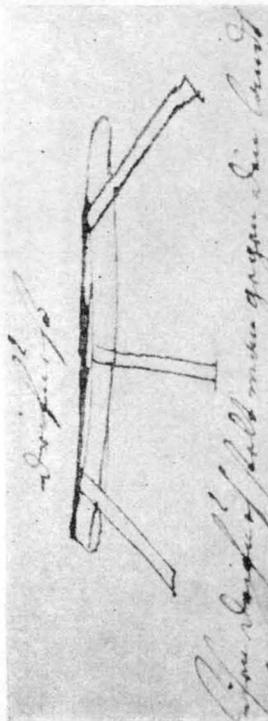


Abb. 5

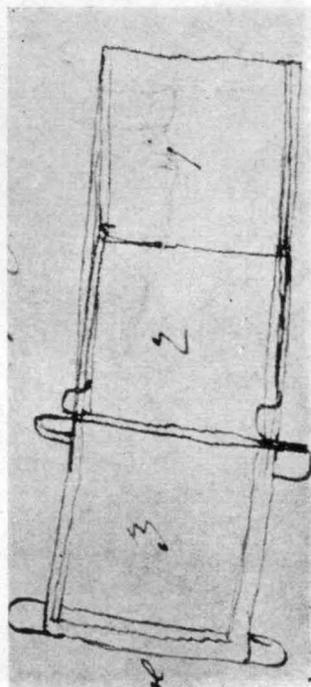


Abb. 2

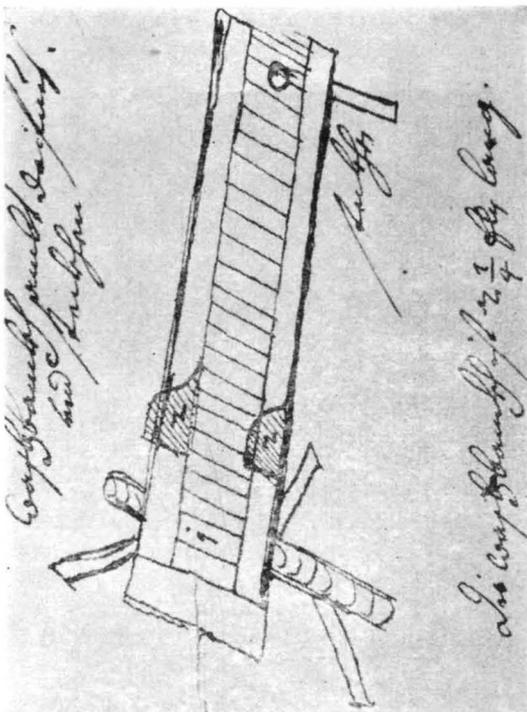
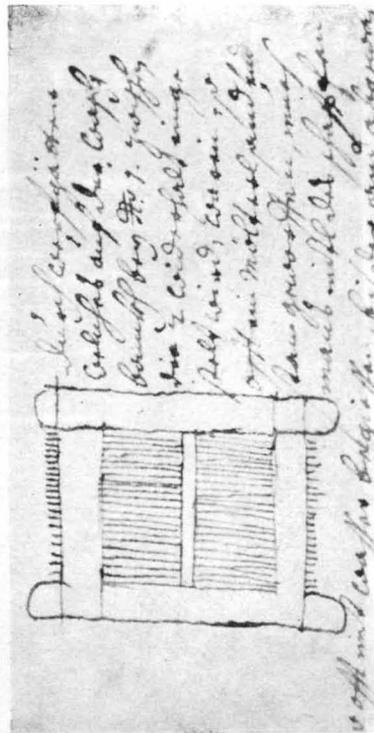
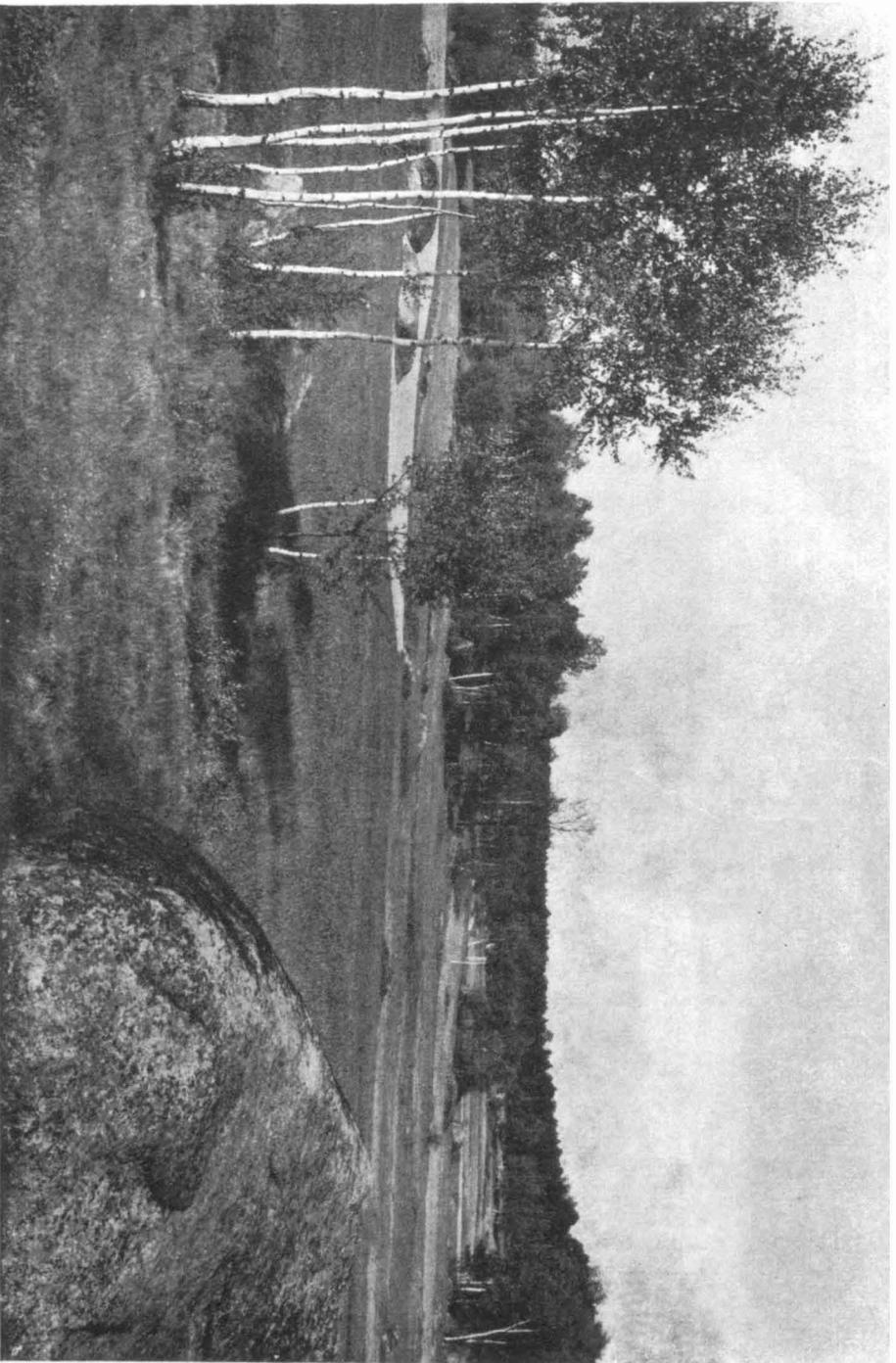


Abb. 4





Blockheide bei Gmünd.

(Photo: Österr. Fremdenverkehrswerbung)

4. eine gewöhnliche eiserne Haue zum Sand auffassen.
5. ein kleines Schafferl mit einen alten Tiegel darinnen,
6. ein kleine hölzerne Pixl (Gefäß) worin eine „Blatter“ (getrocknete Harnblase vom Schwein im Dialekt — Saublader- genannt),
7. ein sauberes „fazinettl“ (Taschentuch)
8. ein hölzerner Dreifuß, worauf die
9. Waschbank liegt,
10. drei braune Loden-Tücher, jedes Stück $\frac{3}{4}$ Ellen lang und „gemainer“ (handelsüblicher) Tuchbreite,
11. ein viereckiges zusammengenageltes hölzernes Wurfger, worin der Sand abgewaschen wird.

„Wie nun diese Instrumenta forniert, habe ich hernach obiter (nebenbei) entworfen“.

Mölderl (Abbildung 1) deren sind 4 vorhanden, jedes aus Holz und eineinhalb Schuh (= 42 cm) lang; eines davon ist auf den Butten gelegen und darin liegen 40 kleine Steine, mit den anderen hat ein Weib den Sand zugetragen und so oft ein Mölderl zugetragen wurde, hat der „Abwascher“ ein Steinchen herüber gerückt (es handelt sich demnach um Zählsteine);

das dritte Mölderl wurde zum Goldwaschen gebraucht;
das vierte Mölderl wurde in Reserve gehalten.

Waschbank (Abbildung 2). Die Waschbank ist $2\frac{1}{4}$ Ellen lang (= 1.75m). Auf zwei breite Latten werden $\frac{3}{4}$ Ellen (= 58 cm) lange und ein Achtel Ellen (= 10 cm) breite „geschlachtete“ (geglättete) Schindel oder ganz dünne Lattenstücke derart aufgenagelt, daß zwischen den Schindeln ein Zwischenraum von einem starken Messerrücken frei bleibt; die Bank wird nunmehr gewendet, so daß eine Art Rinne entsteht und auf die Seitenwände zwei Widerhalte für das Wurfger genagelt.

Dreifuß (Abbildung 3) diesen Dreifuß stellt man unmittelbar am Ufer auf, schlägt einen Stecken derartig tief ein, daß die auf Dreifuß und Stecken gelegte Waschbank etwas abhängig ist (siehe Abbildung 2).

Wurfger (Abbildung 4). Durch das Wurfger, welches auf der Waschbank bei Nr. 1 zwischen den zwei Widerhalten eingestellt wird, wird so oft ein Mölderl Sand und Steine geworfen, man muß mittels des Schöpfers oft Wasser gießen, bis der Sand abgewaschen und alles durchgeflossen ist; hernach hebt man das Ger ab und leert die Steine aus, dieses 40 mal nacheinander; darauf gibt man das Ger ganz hinweg und hebt die wollenen untergebreiteten Lodentücher mit den darauf liegenden Sand und Gold behutsam ab, eines nach dem andern. NB. Vorher füllt man die Butte halbvoll mit Donauwasser an und wäscht die drei Tücher nacheinander darin aus; nachdem nun die drei Tücher ausgewaschen, legt man erstlich das Unterste bei dem Steckenstiel wieder in die Waschbank und schlägt die beiden Seitenenden etwas ein,

hernach das andere und sodann das dritte Tuch (Abbildung 5); über dieses wird nun das Durchwurfgitter gestellt, welche so oft ein Mölterl Sand abgewaschen, jedesmal abgehoben und die Steine ausgeleert, wie vorgemelt, nach 40 Mölterl völlig abgenommen und beiseit gestellt; die drei Tücher aber, erstlich das dritte, werden in der Butten abgewaschen, sodann das Zwei und zuletzt das erste, von dem darauf liegenden Sand gereinigt, ganz vorsichtig nur ins Wassr „eingedunkt“ keinesfalls mit den Händen gerippelt! Alsdann gießt man Wasser allgemach aus der Butten bis auf den trüben schwarzen Sand. Hernach nimmt man ein sauberes Mölterl, stellt es so in das rinnende Donauwasser, daß etwas in das Mölterl fließt, sodann leert man alles aus der Butten in das Mölterl und wäscht die umgestürzte Butten über das Mölterl, indem man mit der Hand Wasser in die Buttn hinein und aufwärts spritzt, aus; wann die Butten völlig gereinigt ist, stellt man sie weg und legt das leere Mölterl mit den 40 Steinen wieder darauf. Sodann nimmt man das Mölterl, worin der Sand aus der Butten geschüttet wurde und halte es ganz sachte gegen die rinnende Donau und schwemmt nach und nach allen groben Sand weg, bis auf den ganz dünnen schwarzen Sand, man läßt immerfort ein wenig Wasser in das Mölterl laufen und „beitelt“ den Sand von einem Ort des Mölterl zum andern, nach der Länge, jedoch stoßt man jedesmal mit der Hand an ein stetes Ort, allwo sich die Goldkörner nach und nach auflegen“. Wenn sich in dem schwarzen Sand kein Gold mehr zeigt, wäscht man diesen allmählich vom Gold weg bis auf den allersubtilsten (allerfeinsten) Sand, sodann laß man gar ein wenig Wasser darauf und schwemmt das Gold zusammen; hernach nimmt man etwas von dem Quecksilber, gibt es in das Mölterl zerreibt es mit den Fingern mit dem Gold und Sand solang, bis das Quecksilber alles Gold an sich gezogen hat.

Nun nimmt man das saubere Tüchl (fazinetti) und läßt aus dem Mölterl das Wasser sambt dem Quecksilber in das Tüchllaufen, umfängt das Quecksilber und drückt nach und nach dasselbe durch das Tüchl in ein frisches Wasser, welches in einem sauberen Mölterl ist, bis nichts mehr durchgeht; was nun darin bleibt ist gutes Gold, welches man hernach läutern muß, was folgend beschrieben wird:

Das ausgedrückte Quecksilber ist gleich dem Schrottstaub, das muß man mit den Fingern solang exerzieren (üben) bis sich dasselbe wieder vereinigt, sodann läßt man das Quecksilber wieder in ein Gefäß und Blatter (Schweineharnblase) und kann es wieder oft gebrauchen. Nun das ausgedruckte Gold in ein Kügerl zusammengedrückt, legt man in ein leinernes Fetzerl, bindet das obere leere Ende mit einem Faden zusammen, gleich wie man Reliquien zu binden pflegt; hernach nimmt man einen Marmorstein, nimmt das Fetzerl hierauf weg und poliert das Gold mit einem flachen Messer wobei das Gold in eine Runde zusammengetrieben wird und etwas glänzend gemacht. „Womit alles geschehn“.

1) 4 kleine Mölterl. Der Berufsname „Mültner“ (Mulden-Erzeuger) ist schon 1391 in Wiener-Neustadt nachzuweisen.

Neues aus der Pöggstaller Pfarrkirche

Seit wenigen Wochen steht im Mittelteil des Hochaltares eine überaus wertvolle, majestätische Madonnastatue, die mit allergrößter Wahrscheinlichkeit früher schon auf diesem Platze stand. Gleichzeitig wurden auf den beiden Seitenaltären ebenso prachtvolle Holzplastiken des Hl. Leopold und der Hl. Barbara (15. Jahrhundert) aufgestellt. Diese Umgestaltung hat den Eindruck der ganzen Kirche, die ein einmaliges Unikat darstellt, sehr zu ihrem Vorteil verändert.

Es sei mir gestattet, kurz einiges aus der Pöggstaller Kirchengeschichte ins Gedächtnis zurückzurufen: 1140 wurde am 10. November die erste Pöggstaller Kirche vom Passauer Bischof Reginbert der heiligen Mutter Anna geweiht. Wir wissen den Tag deshalb so genau, weil am darauffolgenden Tag, dem Martinstag, die Kirche in St. Martinsberg geweiht wurde, die somit um einen Tag jünger ist als unsere. — Diese alte Annakirche wurde mehrmals vergrößert und bekam sogar von Rom die Bewilligung, sich Basilika nennen zu dürfen. Wir freuen uns, daß auch einer anderen Kirche unserer Gegend diese große Ehre zuteil wurde: Unserer berühmtesten niederösterreichischen Muttergotteskirche in Maria Taferl (1960).

1480 wurde in Pöggstall eine zweite Kirche gebaut; eine Privatkirche, nicht für die Öffentlichkeit bestimmt. Der reiche Schloßherr Kaspar Rogendorf schuf sich dadurch neben dem Schloß eine Begräbnisstätte für seine Familie. Diese sehr geräumige Kirche, die keine Apsis besitzt und zweischiffig ist, wurde von den Pöggstaliern sehr bald als Pfarrkirche heimlich begehrt, weil man sich solcherart den mehr als 1 Kilometer weiten Weg zur Annakirche ersparen konnte. 1810 war es dann so weit. Die Schloßkirche, bisher dem heiligen Ägydius geweiht, wurde Pfarrkirche und unter den Schutz der heiligen Mutter Anna gestellt. Die bisherige Pfarrkirche weit draußen im Felde wurde dem Verfall preisgegeben. Jeder konnte sich holen was er wollte. Bald war die ehrwürdige wertvolle Basilika eine Ruine.

Im Zuge der Umgestaltung der Inneneinrichtung der neuen Pfarrkirche wurde aus dem Mittelteil des Hochaltares eine Statue — wir vermuten die nunmehr wieder dort befindliche Madonna mit dem Kinde — entfernt. Der dadurch entstandene Raum wurde von oben nach unten in 3 Teile geteilt. Im obersten Teil kam eine Holzplastik „Anna Selbstritt“ mit 2 anbetenden Engeln zur Aufstellung, vermutlich um die neue Kirchenpatronin am Hochaltar zu haben. Im mittleren Teil wurde ein silbernes Lamm Gottes auf dem apokalyptischen Buche mit den 7 Siegeln liegend, aufgestellt. Der untere Teil blieb für die Ausstellung des Allerheiligsten reserviert.

Diese Unterteilung, die nicht sehr gut gelungen war, so daß man die alten von den neuen Teilen recht leicht unterscheiden konnte, wurde nunmehr wieder entfernt. Hinter einem Holzteil fand man eine Bleistiftanmerkung aus der hervorgeht, daß die Unterteilung im Jahre 1841 von einem Pöggstaller Tischler verfertigt wurde.

Die Zentralfigur unseres Hochaltares ist nunmehr wieder die Mutter Gottes, die auf einem Mond mit Menschengesicht steht und im linken Arm das Kind und im rechten Arm das Szepter hält. Zu ihren Füßen halten zwei kleine Engel in Diakonskleidung, mit üppigen Locken, das Kleid Mariens und zugleich die Mondsichel. Daß diese äußerst wertvolle, niederländisch anmutende Arbeit aus dem Ende des 15. Jahrhunderts besonders interessant ist, geht aus der Tatsache hervor, daß sie selbst in der nationalsozialistischen Zeit — in der man auf Kirchenkunst nicht allzu großen Wert legte — bei Ausstellungen im Ausland gezeigt wurde. Selbstverständlich war unsere Madonna auch bei der Gotikausstellung in Krems-Stein vertreten.

Die beiden langgelockten Engel, die sich bisher an beiden Seiten der Anna Selbstritt im oberen Teil der Altarnische befunden haben, wurden nunmehr als jublierende Engel in Kopfnähe der Madonna angebracht.

Unter der Mittelfigur befindet sich der Tabernakel; an der Predella links und rechts davon das Rogendorfwappen mit steigendem Löwen, Mauerzinnen und Stern, welche letztere angeblich an eine Heldentat eines Rogendorfers während der Kreuzzüge erinnern. An den beiden Doppelflügeln des Altares sieht man 8 Heilige. Obwohl es sich bei unserem Altar um eine spezielle Arbeit für Pöggstall gehandelt hat, konnte bei manchem dieser Heiligen bisher keine Beziehung zu unserem Bezirk oder zum Geschlecht Rogendorf gefunden werden. Einer von ihnen, der heilige Ägyd, war wohl der Kirchenpatron unserer Kirche bis 1810. Er ist als segnender Abt mit einer Hirschkuh zu seinen Füßen abgebildet. Einige andere sind sehr bekannte Heilige, die mit dem Landleben in Beziehung stehen. So der hl. Georg, einen Drachen durchbohrend, der hl. Florian in Rüstung, ein Schloß löschend oder der hl. Viehpatron Leonhard mit Krummstab und Kette. Die weiteren Heiligen sind: Veit mit der Lampe in rotem Gewand und weißem Mantel, Sebastian in weitem Mantel, in der Rechten einen Pfeil haltend, Mauritz in voller Rüstung mit Fahne, Lanze und Schild, und Achaz mit Fahne und dürrem Dornenast als sein Todeswerkzeug. Warum gerade diese aus der großen Schar der Heiligen zur Ehre des Pöggstaller Altares kamen, ist nicht bekannt. Auffallend ist jedoch, daß alle 8 Heilige Männer sind.

Über dem Altarschrein befindet sich ein Gekreuzigter mit stark eingezogener Hüfte und fliegendem Lententuch. Ein Engel fängt seltenerweise das Blut mit einem Kelch von den Fußwunden auf. Zu beiden Seiten stehen Maria und Johannes, letzterer als dichtgelockter Jüngling dargestellt.

Da sich die Madonna des Hochaltares bisher auf einem Seitenaltar befand und die Herz-Jesu-Statue des zweiten Seitenaltares nicht unter den Kunstwerken aufgezählt werden kann, wurden 2 wertvolle, etwas unterlebensgroße Holzplastiken, welche um 1500 entstanden sind, von der alten Annakirche in die Pfarrkirche geholt und auf den Seitenaltären aufgestellt. Diese gotischen Statuen wirken in den neugotischen Altären recht gut. Die jüngste Geschichte dieser beiden ist erwähnenswert:

In der Nachkriegszeit kam ein aufgeregter Sommergast zur Behörde und zeigte an, daß 2 Statuen — der hl. Leopold und die hl. Barbara — aus der Ursprungskapelle in Heiligenblut (7 km von Pöggstall entfernt und ebenfalls ehemals Rogendorfer Besitz) verschwunden sind. Die Gendarmerie erhob, daß diese Statuen, die von Holzwürmern so durchgegangen waren, daß man mit dem Daumen in das Holz hineindrücken konnte, auf dem Sakristeiboden aufbewahrt wurden. Sie wurden einer äußerst kostspieligen Präparierung zugeführt. Bei der nun notwendigen Abdeckung stellte sich heraus, daß diese beiden Statuen keineswegs von Anfang an ein heiliger Leopold und eine heilige Barbara waren. Es handelt sich vielmehr mit größter Wahrscheinlichkeit um einen der Könige und einen Schutzengel von einem Dreikönigsaltar. Da der Babenberger Leopold bekanntlich erst rund 350 Jahre nach seinem Tode heiliggesprochen wurde, und nach seiner Kanonisierung zu einem „Modeheiligen“ aufrückte, wurden viele Statuen dieses Heiligen wegen der großen Nachfrage geschnitzt. So ist es wahrscheinlich, daß nicht gefragte oder vergessene Heilige von Schnitzern aufgekauft und zu Modeheiligen umgearbeitet wurden. Dieses Schicksal ist auch unserem heiligen Leopold widerfahren, weshalb man annehmen kann, daß diese Plastik älter ist, als auf Grund ihres Aussehens jetzt angenommen wird. Warum aus dem Schutzengel eine heilige Barbara wurde, ist nicht bekannt. Es gehen aber auch heute noch die Meinungen auseinander, ob unsere Heilige mit dem so zierlichen, zarten Engelsgesicht, wirklich die heilige Barbara darstellt, da sie überhaupt nichts in den Händen hält.

Diese Änderungen wurden vom Pöggstaller Pfarrer, Dechant K.R. Franz Entner schon seit Jahren erwogen und nunmehr auch durchgeführt. Das Experiment ist gut gelungen. Jeder Besucher Pöggstalls möge sich davon selbst überzeugen.

Gustav Reingrabner

Tiefenbach bei Krumau

Knapp oberhalb des kleinen Stausees von Thurnberg-Wegscheid liegt in etwa 500 m Seehöhe der kleine Ort Tiefenbach (565 Hektar), in dessen 42 Häusern im Jahre 1951 190 Personen wohnten. Das unregelmäßig angelegte Dorf, dessen Mittelpunkt eine kleine Kapelle ist, zeigt in den Hausformen allerlei Misch- und Übergangsformen. Die Bevölkerung ist vorwiegend in der Land- und Forstwirtschaft beschäftigt (Sägewerk im Ort). Ein kleines Graphitvorkommen im Ortsgebiet wird nicht genützt. Die Anlage der Kamptalstauseen hat dem Ort, der an der Straße Krumau — Altpölla liegt, ein wenig neue Bedeutung geschenkt,

wird er doch — trotz seiner Abgelegenheit und der schlechten Straßen — gelegentlich von Touristen besucht.

Tiefenbach wird erstmals in den Urbaren des Stiftes Zwettls (Urbar des Abtes Ebro von 1280, Urbar von c. 1320) genannt: das Stift hatte in Tyeffenpach Güter (Font.rer.Austr. 2, III, 518), verlor sie jedoch nach 1346 (A.Wagner S.72 ff). Im Jahre 1434 belehnte Herzog Albrecht V. Hans den Muelvelder von Droß mit dem Drihof zu Tiefenbach samt Zehnten und Holz in der Debernicz mit dem Wildbann und mit einem öden Hof zu Tiefenbach, der weiland dem Torttendorfer gehörte (Top NÖ VI., 380 a), samt 12 Joch Äcker „auf dem Rottenstein“. Ob der Drihof, der 1492 als öde bezeichnet wird, der vormalige Besitz des Stiftes Zwettl war? Jedenfalls verkaufte am 6. Juni 1592 Georg Mühlfelder dem Pfarrer Martin Rächwein von Altpölla in Tiefenbach ein behaustes Gut, zwei Wiesen und den öden Trihof (heute Nr. 28), Wiesen und Waldungen in der Dobernitz und Pruchart (Gesch.Beil. IV., 400; TopNÖ VI., 881b). Diese Güter wurden zur Ausstattung einer bedeutenden Stiftung an der Eggenburger Pfarrkirche verwendet (über Rechwein siehe L.Brunner I., S. 225 ff). Seit 1479 (12.April) besaßen auch die Herren von Eizing Güter in Tiefenbach, die sie vom Stift Wilherung gekauft hatten (TopNÖ III., 766 a, Arch.f.öster.Gesch.I., 5, 74); im Jahre 1506 stifteten sie diese zur Bruderschaft der Sieben Schmerzenkapelle in Schrattenthal (G.B. IX., 93; TopNÖ. VII., 328).

Das Gut Tiefenbach besaß seit 1473 Wilhelm Missingdorfer zu Dobra (G.B. IV., 449; TopNÖ. VI., 604 a), der Lehensmann der Grafen von Hardegg (seit 1481 des Landesfürsten) war. Er bemühte sich, sein Gut zu arrondieren: 1480 kaufte er von Agnes Huntzheimer, Witwe nach Ulrich Huntzheimer, Tochter des verstorbenen Niclas Trachter, zwei Drittel des großen und des kleinen Zehents und drei Pfund Geld auf behausten Gütern. — Im Jahre 1502 wird der Ritterstandsverordnete Hans von Missingdorf zu Dobra als Besitzer von Tiefenbach genannt (G.B. IV., 449). Nach seinem Tode erbte zunächst seine Schwester Maria das Gut, doch war dann 1521 Leonhard Rauber Besitzer (TopNÖ, VI., 606); gemeinsam mit Dobra besaß Tiefenbach 1533 Niclas Rauber, 1534 dessen Sohn, der es um 1560 an Sebastian von Windischgrätz verkaufte. 1567 erwarb es Heinrich Graf von Hardegg. Im folgenden Jahr erscheint Ulrich Graf Hardegg als Besitzer der Güter Dobra und Tiefenbach (über die Genealogie der Prueschenk, Grafen von Hardegg siehe R.Resch II.Band., S.581). Wird im Bereitbuch (1590) noch Ulrich von Hardegg als Besitzer genannt (K.Lechner S.288), so besaß 1593 bereits Erasmus Braun das Gut Tiefenbach. Er verkaufte es 1598 an Leopold Hutstocker, 1613 folgte Georg Hutstocker (Th.Wiedemann II.Band., S.624 f), 1637 wird Alexander Magnus Huetstocker auf Tiefenbach genannt (TopnNÖ. VII., 328 b), da Dobra 1625 an die Kufsteiner verkauft wurde. 1669 mußten die Hutstocker Tiefenbach verkaufen, um ihre Steuerschulden bezahlen zu können. Dann folgte 1699 Johann Reichard von Schäfer als Eigentümer, der Tiefenbach endgültig mit Dobra vereinigte.

Die Kapelle im Ort wurde 1834 gebaut; sie ist ein rechteckiger Ziegelbau mit halbrundem Abschluß und einem westlich vorgelagerten, modern-gotisierenden Glockenturm. Im Norden und Süden hat sie je zwei

Rundbogenfenster; sie ist mit einem gewalmten Ziegelsatteldach gedeckt. Der Kapellenraum ist durch zwei oblonge Platzlgewölbe abgeschlossen (Österr. Kunsttopogr. VIII. Band, S. 168). Am Ortsausgang nach Altpölla steht ein Bildstock aus der Mitte des 19. Jahrhunderts.

Benutzte Quellen und Literatur:

- F. Schweickhardt (R. v. Sickingen) „Darstellung des Ehgts. Österreich u. d. Enns“, Wien 1831-1841, V.O.M.B. II. Bd.
„Archiv für österr. Geschichte“, I. Bd., Wien 1849.
Fontes rerum Austriacarum 2. R. III. Bd., (der Liber Fundationum des Stiftes Zwettl), Wien 1851.
„Geschichtliche Bellagen zu den Konsistorial-Kurrenden der Diözese St. Pölten“ (ab Bd. VI „Geschichtl. Beil. zum St. Pöltner Diözesanblatt) Bd. I-IV, St. Pölten 1878 ff.
„Topographie von Niederösterreich“ hgg. v. Verein f. Landeskunde v. N.Ö. und Wien, Bd. I-VII, Wien 1877 ff.
Th. Wiedemann „Geschichte der Reformation und Gegenreformation im Ehgtn. Österreich u. d. E.“, Bd. I-V, Prag 1879 ff.
„Österreichische Kunsttopographie“ hgg. v. d. k.k. Zentr.Komm. f. Kunst- u. hist. Denkmale, Bd. VIII „Die Denkmale des polit. Bezirkes Zwettl“ (v. H. Tietze), Wien 1911.
M. Riesenhuber „Die kirchlichen Kunstdenkmäler des Bistums St. Pölten“ St. Pölten 1923.
K. Lechner „Besiedlungs- und Herrschaftsgeschichte des Waldviertels“ in „Das Waldviertel“ hgg. v. E. Stepan, Bd. VII/2, Wien 1937, S. 1 ff.
A. Wagner „Der Grundbesitz des Stiftes Zwettl — Herkunft und Entwicklung (= Forsch. z. Landeskde. v. N.Ö., Bd. 3) Wien 1938.
L. Brunner „Eggenburg. Die Geschichte einer nied.-österr. Stadt“, Bd. I, II, Eggenburg 1938 f.
R. Resch „Retzer Heimatbuch“, Bd. I, II, Retz 1936. 1952.

Josef Pfandler

Der Naturpark des Waldviertels

Als unser verewigter Landeshauptmann Ing. Dr. Figl zur Sommer-sonnenwende des Jahres 1964 die Blockheide Eibenstein bei Gmünd eröffnete und sie als Naturpark des Waldviertels dem versammelten Volk übergab, da mag es so manchem Teilnehmer erst richtig zum Bewußtsein gekommen sein, welch besonderen Schatz die Bewohner des Granitlandes und damit alle Österreicher an dieser Blockheide haben.

Gewiß: Österreich ist reich an landschaftlichen Schönheiten, es hat die gigantischen Alpen, deren vergletscherte Gipfel, romantische Täler und blaugrüne Seen, die es mit den Fremdenverkehrsattraktionen der Schweiz und anderen Nachbarländern bestimmt aufnehmen können; es hat die Donau mit Strudengau und Wachau, deren Reize hinter der Lieblichkeit des Rheintals zwischen Bingen und Bonn oder des Elbetales zwischen Leitmeritz und Herrnskretsch nicht zurückstehen; es hat die von Rindern und Pferden durchweidete Steppe hinter dem Neusiedler See, die der heimlichen Melancholie der ungarischen Pußta kaum nach-

gibt: aber das, was die Blockheide Eibenstein zeigt, das findet sich in ähnlicher Art erst wieder in 1000 km Entfernung: im Norden und Westen Europas.

Es ist, als hätte sich hier im Herzen des Erdteils eine nordische Insel gebildet, vor Jahrtausenden schon, und als wäre die Zeit hier stehen geblieben, so sehr wird man auf Schritt und Tritt an die indogermanische Vorzeit erinnert. Da wachsen Rotföhren und Birken, Wacholder und Heidekraut, wie in Finnland und Schweden; da lagern riesige Blöcke aus Granit, wie sie von den norddeutschen Hünengräbern oder den keltischen Menhiren in der Bretagne, auf Cornwall, her bekannt sind. Manche dieser Urweltblöcke krönen die granitene Bühel, andere ragen aus dem Wiesengrund oder aus dem benachbarten Wald auf. Sie scheinen zu träumen; aber im Spätherbst, wenn der zauberische Rauhref sie samt Bäumen und Hecken einspinnt, dann gleichen sie schlafenden Trollen. In schwülen Sommernächten dagegen kann es sich ereignen, daß der germanische Sturmgott Wodan aus dem „Teufelsbett“, einem gewaltigen, nachtlagerähnlichen Steinblock, steigt und in wilder Jagd über die Blockheide braust; dann wird auch des „Teufels Brotlaib“ lebendig, der mit abgeschnittenem Scherz gleich neben dem Bett liegt.

Diese und andere vom Volk geprägte Blocknamen deuten darauf hin, daß es die Kirche vor Jahrhunderten gar nicht leicht hatte, den germanischen Volksglauben auszumerzen. Nur langsam konnte das Christentum nach der Einteufelung Wodans hier Fuß fassen, und um manchen Steinblock wurde zwar eine christliche Legende gewoben, aber der germanische Kern blieb erhalten. Vom „Christophstein“ zum Beispiel, einem riesigen Schalenstein am Waldrand, erzählt man, daß auf ihm der heilige Christophorus mit dem Jesukind gerastet hat, während andere schwören, daß dort germanische Pferdeopfer stattgefunden haben.

Es ist aber auch seltsam, wie hier und noch mehr in den entlegenen Walddörfern der alte Volksglaube lebendig geblieben ist. Am Karfreitag, vor Sonnenaufgang, wäscht sich da und dort noch ein Mädchen am Wiesenbach das Gesicht, um sich mit dem „Wasser des Lebens“ zu verschönern; man vertraut auf die blitzbannende Kraft der Hasel vorm Haus oder der „Roßgoschn“ am Giebel; es schreckt die besorgte Mutter ihr waghalsiges Kind mit Korn-Dämonen oder gar mit dem „Ganggerl“; und im Zwielight sieht der verspätete Wanderer Druden, Hexen und anderes Gelichter ihr Unwesen treiben, worauf auch die „Druden“- und „Koboldsteine“ der Blockheide aufmerksam machen.

Wem aber verdanken die zahlreichen Steinriesen dieses Naturparks ihre Entstehung und Formung? Doch nicht den germanischen Göttern? Nein. Der Eiszeit? Auch nicht, denn das Waldviertel war nie vergletschert. Sie sind ein Werk der Verwitterung, die ihnen in jahrmillionenlanger Arbeit die sonderbarsten Gestalten verlieh. Da gibt es einen „Hausstein“, einen „Hundsstein“, einen „Kegelstein“, einen „Pilzstein“, ja einen „Pyramidenstein“ und so fort. Regen und Wind, Hitze und Frost haben sie aus dem bodenständigen, von Klüften durchzogenen Granitgrund herausgearbeitet. Sie sind also nicht Findlinge wie die von den skandinavischen Gletschern der Eiszeit bis ins norddeutsche Tiefland ver-

frachteten „erratischen Blöcke“, sondern, wie sie der Gmünder Geo- und Mineraloge Rudolf Ostadal, Korrespondent der Geologischen Bundesanstalt in Wien, richtig genannt hat: Restlinge. Es gibt Restlinge, die aus dem einstigen steinernen Muttergrund so stark herausgewittert sind, daß sie sozusagen nur noch punktförmig auf ihrer Unterlage ruhen und von kräftigen Männern als „Wackelsteine“ hin- und herbewegt werden können.

Heute kommen viele Naturfreunde, aber auch sensationslüsterne Autobummler aus nah und fern, aus allen Bundesländern, ja aus dem deutschsprachigen Ausland, um die Wunder der Blockheide zu sehen; das Unberührte, Urtümliche ist zum Objekt des Fremdenverkehrs geworden. Ein geräumiger Parkplatz empfängt die motorisierten Besucher, ein genauer Orientierungsplan gibt ihnen Auskunft, und künstlerisch gestaltete Wegweiser führen sie zu den einzelnen Naturdenkmälern, die freilich nur zu Fuß erreicht werden können. Auf dem höchsten Bühel macht sie ein geologisches Freilichtmuseum mit den wichtigsten Gesteinsarten des Waldviertels bekannt, und eine kleine Gastwirtschaft lädt sie zur Jause ein. Wenn sie dann den etwa 20 m hohen Aussichtsturm besteigen, wird ihnen ein überraschender Ausblick auf die gesamte Blockheide, die zweigeteilte Stadt Gmünd diesseits und jenseits des „Eisernen Vorhangs“, die südlich davon gelegene Teichkette und eine großartige Gebirgsumrahmung, die im Nebelstein und im Mandelstein, den Gmündner Hausbergen, gipfelt und über die böhmische Grenze bis zum Schöninger an der Moldau zurückgreift.

Möge die Blockheide Eibenstein, dieses nordische Naturparadies unserer österreichischen Heimat, allen vom hektischen Rhythmus der Jetztzeit gehetzten Besuchern zur stillen Besinnung auf bleibende Werte, zu seelischer Einkehr verhelfen.

Die Kolomaniverehrung im Waldviertel

Mühsam schleppt sich ein frommer Pilger auf der Straße nach Eisgarn fort. Er hofft, daß er dort eine Nachtherberge findet, doch die grausamen Ortsbewohner weisen ihm den Weg zu einem riesigen Schalenstein draußen im Feld. Dorthin lenkt auch der fromme Wanderer, es ist Koloman seine Schritte. Und Gott ist barmherzig. In der Schale des Steines taucht plötzlich Wasser auf, dem Wegmüden zur Labung.

Soweit die Sage vom heiligen Koloman und seiner Rast bei Eisgarn. Wie aber ist dieser Heilige ins Waldviertel gekommen? Prälat Stephan Biedermann kann durch seine Forschung nähere Auskünfte darüber geben.

Historisch läßt sich ziemlich eindeutig feststellen, daß Koloman ein schottischer Prinz war, der eine fromme Pilgerfahrt ins Heilige Land unternahm. Ob ihn dabei sein Weg durch das Waldviertel führte, läßt sich nicht eindeutig feststellen. Koloman kam jedenfalls nach Stockerau, und dort fand seine Pilgerfahrt ein rasches Ende. Er wurde für einen Spion gehalten, war er der Landessprache doch nicht kundig, und wurde kurzerhand zum Tod durch den Strang verurteilt. Dies geschah im Jahre 1012. In einem Wiener Kunstführer lesen wir, daß in einer Wiener Kirche der Stein aufbewahrt wird, auf welchem der heilige Koloman geköpft wurde. Dies ist jedoch unrichtig, denn Koloman wurde zwar gefoltert, erhielt den Tod aber durch den Strang. Das Stift Heiligenkreuz bewahrt unter seinen Kunstschatzen auch ein Bild des Pulkauer Meisters aus dem Jahre 1508 auf, das das Martyrium des heiligen Koloman zeigt. Auch hier wird Koloman am Galgen hängend und an den Beinen grausam verstümmelt gezeigt. Dieses Bild stammt aus der Spätgotik, etwa aus der Zeit der Donauschule, denn die Heiligenlegende wurde in die Landschaft gestellt.

Der Leichnam blieb zwei Jahre in Stockerau beerdigt. Doch er fiel nicht der Verwesung anheim, was als Beweis der Unschuld Kolomans gedeutet wurde. Deshalb ordnete 1014 der Bischof von Eichstädt die Überführung des Leichnams nach Melk an. Warum diese Überführung nicht vom zuständigen Passauer Bischof durchgeführt wurde, ist ungeklärt. Seit 1014 bewahrt also Stift Melk die sterbliche Hülle Kolomans, der bald heiliggesprochen wurde, auf.

Der Bischof von Eichstädt nahm die Kolomanverehrung in seine Heimatdiözese mit. Dort waren die Grafen von Hirschberg Domvögte. Koloman wurde ihr Burgheiliger in der Schloßkapelle Chrögling. Durch Heirat gelangten in späterer Zeit die Hirschberg in den Besitz der Grafschaft Litschau. Sie waren es also, die aus ihrer bayrischen Heimat die Kolomanverehrung ins Waldviertel und speziell nach Eisgarn brachten.

Der Kolomanistein besteht aus zwei übereinanderliegenden Granitblöcken von fünf Meter Länge und 2,5 Meter Höhe. Auf dem oberen befindet sich eine schüsselförmige Vertiefung. Seit 1713 steht auf dem Stein ein gemauerter Bildstock, der an die legendäre Rast des Heiligen gemahnt. St. Koloman war vor dem heiligen Leopold auch Landespatron von Niederösterreich.

Der linke Seitenaltar der Eisgarnener Propsteikirche hat als Altarbild die Himmelfahrt des heiligen Koloman aus dem Jahre 1714. Koloman trägt die Kutte der Benediktiner und hält in der einen Hand die Pilgermuschel. Ein Engel krönt ihn mit der Märtyrerkrone. Ein anderer Engel stützt den Heiligen und hebt ihn gleichsam in den Himmel empor.

Alljährlich am 13. Oktober zieht von Eisgarn eine Prozession hinaus zum Kolomanistein. Sie gedenkt des Tages, an dem der fromme Pilger vor über 950 Jahren im Stift Melk seine letzte Ruhestätte fand.

Othmar K. M. Zaubek

Ostern im Waldviertler Volksbrauchtum

An den Wassergräben unserer Wiesen zieht sich schüchternes Grün hin, aus dem heraus vereinzelt das weithin leuchtende Gelb der ersten Dotterblumen honigsuchende Insekten anlockt. Dorthin ziehen Kinder, von Mutter angeleitet, um Brunnenkresse zu sammeln, die als erstes Gemüse am Mittagstisch des Gründonnerstages nicht fehlen darf. Nach altheidnischem Herkommen sollen wir mit ihr zum erstenmal wieder Kraft und Gesundheit aus der neu erwachten Natur in uns aufnehmen. An diesem Tag ist's still geworden, denn die Glocken sind nach Rom geflogen, um erst beim Gloria des Karfsamstages wiederzukehren. An ihrer Statt drängt sich unserem Ohr der Lärm der Ratschen auf, begleitet von dem immer wieder ertönenden Mahnruf der Ratschenbuben, „Mir ratschen, mir ratschen den Englischen Gruaß, den jeder katholische Christ beten muaß“. Um dieses „Amt“ ist viel Begehrt, denn wenn sie am Karsamstag aus jedem Haus ihren „Lohn“ holen, gibt es gar reichlich Eier und andere köstliche Dinge, die sie redlich untereinander teilen. Bei den so ergreifend schönen Zeremonien der Karwoche sind die Glöckchen der Ministranten durch eintönige Holzklappern ersetzt.

Ist am Karfreitag mit der Grablegung der Höhepunkt der heiligen Handlungen erreicht, dann schickt sich die Gemeinde an, im sogenannten „Herrgottbussen“ die Wundmale des aufgebahrten, nun wieder entblößten Kreuzes zu küssen. Mittags gibt es strengstes Fasten, denn die Hausfrau hat nur Erbsensuppe bereitet. Stündlich ziehen von den eingepfarrten Dörfern die Scharen der Betenden der Kirche zu, um in einer der Betstunden der einzelnen Stände und Dörfer am Hl. Grabe ihre Andacht zu verrichten.

Am frühen Morgen des Karsamstag fand sich vor der Kirche ein Häuflein Männer und Kinder ein, um nach der Feuerweihe, die der Taufwasserweihe vorausgeht, ihre „Steckerl zu brennen“, die sie dann ins Feld stecken, um deren Fruchtbarkeit zu heben. Die gleiche Absicht verfolgt der Bauer in den frühen Stunden des jungen Ostertages, wenn er durch die Felder geht, um sich durch Schlagen und Schütteln der Obstbäume deren reichen Ertrag zu sichern. Gerade in diesen beiden zuletzt erwähnten Gebräuchen erkennt man am sinnfälligsten den innigen Zusammenhang zwischen altheidnischen Mythos und dem Brauchtum unserer Tage, das die Kirche teilweise übernommen und in christlichem Sinne umgeformt hat.

Wenn in den ersten Stunden des abendlich dämmernden Karsamstages Gebet, Gesang und Musik der Auferstehungsprozession verklungen sind, dann haben es die Kinder eilig, die ersten roten Eier zu picken oder über den Anger rollen zu lassen. Den kleinen Kindern hat man es freilich nicht leicht gemacht, in den Besitz der schon so lange heiß ersehnten Ostereier zu kommen, denn sie mußten lange raten und suchen, wohin denn der Osterhase all' die bunt gefärbten Eier gelegt haben mag. Wie sich der Wunsch auch unserer Altvordern schon nach reichen Erträgen des künftigen Jahres aufdrängte, zeigt deutlich die

Einbeziehung der Legende vom Osterhasen als des fruchtbarsten Tieres unserer Heimat.

Osterei-Sinnbild des Auferstandenen, Symbol der Kraft! Wie das Kücklein die harte Hülle des Eies durchbricht, so sprengte der Heiland die Fesseln des Grabes und wie das Kücken aus dem scheinbar leblosen Ei ersteht, so bringt der Lenz nach langer Winternacht neues Leben und Kraft. Am Gründonnerstag, dem „Antlaßtag“, an dem in altchristlicher Zeit die Täuflinge entlassen wurden, hat Mutter für jedes ihrer Angehörigen und Dienstboten ein „Antlaßei“ aufgehoben, es am Ostermorgen zusammen mit Osterflecken, denen sie zur Erinnerung an die Leidensgeschichte des Herrn ein Kreuz eingedrückt hat, weihen zu lassen und jedes Familienmitglied damit zu beteilen. Die Schalen dieser geweihten Eier steckt sie mit den am Palmsonntag geweihten Palmbesen zur Verhütung von Feuersbrünsten unter die Dachsparren oder sie streut sie ins freie Feld, um seine Fruchtbarkeit zu wecken.

Ostermontag aber zieht es die Menschen hinaus ins Freie, denn sie wollen „Emausgehen“ wie einst der Heiland, der den Frieden bringen wollte, den die Welt braucht, dessen Segnungen wir uns nach harter Prüfungs- und Leidenszeit ersehnen mit allen Fasern unseres Herzens.

Hermann Prinz †

Sagen aus dem Gemeindebereich von Kirchbach

Bezirk Zwettl, Niederösterreich

Gesammelt und zusammengestellt von Oberschulrat Hans Biegelbauer

Die kalte Hand

In den Neunzigerjahren des vorigen Jahrhunderts ging eines Abends ein Mann, namens Grünstäudl aus Kirchbach Nr.10 nach Hörweix. Auf der sogenannten „Schwabnwiese“ im Etzener Graben fuhr ihm plötzlich eine kalte Hand übers Gesicht. Grünstäudl erschrak heftig und wollte den Übeltäter fassen. Doch der war wie vom Erdboden verschwunden. Grünstäudl überfiel ein derartiges Gruseln, da er nie wieder diesen Weg ging.

Das Licht in der Laterne

Auf dem Haus Nr.4 in Kirchbach, auf dem sich heute eine Schneiderei befindet, betrieb vor Jahren ein Fleischhauer, namens Krawatsch sein Gewerbe. Sein Fleischknecht lag eines Abends am Boden auf Stroh, um die geschlachteten Schweine zu bewachen. Da erschien plötzlich ein Licht, in einer Laterne getragen, das durch den Raum ging, ohne daß der Lichtträger gesehen werden konnte. Durch diese Erscheinung erschrak der Fleischbursche so sehr, daß er bald darauf starb.

Eine Sator-Formel aus dem nordwestlichen Waldviertel

Immer wieder hören wir von alten Zeugnissen magischen Charakters im Waldviertel. Erst vor kurzem konnte dazu einen sehr interessanten Beitrag zum Hexenglauben Walter Pongratz erbringen ¹⁾. In einem gedruckten Hexenbuch aus Eschabruck hatte sich u. a. auch die Sator-Formel als Feuerabwehr gefunden.

Sie ergibt vor- und rückwärts, wie von oben nach unten und umgekehrt gelesen, stets den gleichen lateinischen (?) Text, den man übersetzen könnte mit „Sämann Arepo hält mit Mühe die Räder“, oder wie Franz Hornstein meint „Vater (Säer) arepo (?) hält Werke (und) Räder fest“ ²⁾. Von diesen merkwürdigen Worten existieren jedoch zahlreiche Interpretationen. Nach einer z. B. vereinigt der Text in anderer Anordnung die drei altchristlichen Symbole des Vaterunsers, der Kreuzform und des Ewigkeitssymbols A und O. Der zentrale Buchstabe N kommt nur einmal vor. Auf diese Deutung hat in Folge 5/6, Mai-Juni 1965, Stephan Biedermann in einer sehr ausführlichen Darlegung hingewiesen ³⁾.

Schon bei den Römern im 1. Jahrhundert n. Chr. und dann seit dem 8. Jahrhundert begegnet die Sator-Formel in lateinischen Handschriften deutscher Klöster, später an Kirchen und anderen Bauten. Sie fand dann europäische Verbreitung und wanderte schließlich von hier nach Amerika. Oft in verstümmelter Form gelangte sie so in verschiedene Segen- und Beschwörungsbücher oder wurde in Tolltafeln und Tollhölzer geschnitten, Teigabdrücke davon gab man Gebissenen, Menschen oder Tieren, zu essen. Ins Feuer geworfen, dämpft sie als Wendezauber das Element, wie wir etwa auch einer Verfügung Herzog Ernst Augusts von Sachsen-Weimar entnehmen können, der gebot, zum Löschen von Bränden hölzerne Teller mit ihrem in sie eingeschnittenen Text den verheerenden Flammen zu übergeben ⁴⁾.

Das Auftreten dieses merkwürdigen, Amulettcharakter besitzenden Spruchs ⁵⁾, der in schriftlicher Form oder mündlich u. a. sogar als Diebssegens galt ⁶⁾, ist also relativ häufig und bis heute im Umlauf. So habe auch ich ihn im Sommer 1965 zufällig an einem Objekt in der Wiener Antiquitätenhandlung Ludwig Ptak sehen und festhalten können ⁷⁾. Dieses stammt nach den Angaben von Herrn Ptak aus dem nordwestlichen Waldviertel und soll sich ehemals in der Mauer eines Bauernhauses unter dem rohen Verputz befunden haben, und zwar so, daß man es von außen nicht sehen konnte. Und der Hof, in dem es war, soll, wie auch noch andere dieser Gegend, von einem Grafen Seilern verpachtet worden sein. Hier sei nur darauf hingewiesen, daß zu Beginn des 19. Jahrhunderts Joseph Johann Graf von Seilern und Aspang, Litschau mit den vereinigten Gütern Reitzenschlag und Reingers besessen hat ⁸⁾.

Nun zu unserem Fund. Oberflächlich gesehen, handelt es sich bei ihm vermutlich um ein rechteckiges Wandelement aus Weichholz, wie es auf seiner Schmalseite stehend etwa in einer vertäfelten Stube einmal eingefügt gewesen sein könnte. Seine Vorderseite ist im Mittelteil figural und ornamental beschnitzt, hinten sieht man etwa dieselben Ausmaße einnehmend, der zum größten Teil sehr gut erhaltenen Vorderseite entsprechend, eingekerbt in Blockschrift die Sator-Formel, dann geht daraus das Baujahr des Hauses und wohl auch jenes der Wohnstube im Jahre 1823, in der es sich befunden hat, hervor; und darunter schließlich setzte der Schnitzer noch sein Monogramm AK.

Unser Stück sieht aus wie eine Wandkästchentüre. Es ähnelt einem einzigen länglichen und relativ breiten Brett. Aber bei näherer Betrachtung weist es keine Spur eines Schlosses oder von Türangeln oder sonst irgend einem Eisenbeschlag auf. Die gesamte Hinterseite ist an ihrem äußersten Rand in einem Abstand von ungefähr 1,2 cm ca. 2,3 cm tief rechtwinkelig eingefalzt, währenddem vorne ganz an der Außenseite hinter einer sehr seicht eingekanteten Rille der Rand leicht abgerundet ausgearbeitet wurde. Seine weitesten Maße betragen an der Vorderseite 47,3 cm × 35 cm; die Tafel ist 3,2 cm dick. Die Oberfläche des Objektes war vor der sekundären Glättung, seiner leichten Beizung durch einen Restaurator vorne dunkelrotbräunlich stumpf mit Mennig gestrichen; die Farbe scheint eine Art Schutzanstrich gewesen zu sein.

Wenden wir uns noch dem Dekor zu. Er tritt uns nur an der Vorderseite entgegen. Hier wurden innerhalb zweier etwas breiter und tiefer eingezogenen scharfen Rillen, die durch eine dazwischen stehen gelassene seichte, etwa gleichmäßige Aufwölbung verbunden sind, zwei menschliche Figuren dargestellt. Sie hat der Verfertiger wie die ganze ornamentale Außenseite des Randes, welcher nach der zweiten Rille nur kurz aufsteigt und dann noch steiler tief eingekerbt hinabfällt, dem Werkstoff Holz entsprechend, herausgeschnitzt. Die Ausmaße dieses genau in die Mitte gesetzten Leistenrahmens betragen 30,6 cm × 20; cm. Und nun zur Darstellung der beiden menschlichen Personen. Sie nehmen wieder etwa den Mittelteil der Rahmung ein. Es handelt sich bei ihnen um eine äußerst einfache Gestaltung. Sie ist stark schematisierend ausgeführt. Links steht eine männliche Figur in Vorderansicht, die linke Hand zur Mitte hingewendet, die andere wird nach rechts abwärts gehalten und nach unten hin gerade abgewinkelt. Der Mann trägt einen bis unter die Knie reichenden Langrock mit langen Ärmeln, dessen Falten angedeutet sind. Auf seinem stark behaarten Kopf sitzt offensichtlich ein dem Schnitzer etwas unförmig gelungener, an den Rändern nachgekerbter, vom Oberteil nach unten etwas eingezogener Dreispitz. Gegenüber rechts ist dieser Figur gegenständig eine Frauengestalt dargestellt. Sie scheint über ihrem üppigen Haar eine hohe, spitzartig aufgetürmte Frisur oder einen ebensolchen Hut zu tragen, darunterhin dürfte ihren Oberteil ein langärmeliges Leibl bedecken, währenddem der breite Gürtel knapp darunter ansetzt. Auch eine vom Schnitzer durch Falten angedeutete Schürze könnte vom Beschauer vielleicht ausgenommen werden, unterhalb mag ein ebenso ausgearbeitetes Unterkleid bis zum Schienbeinende vorlugen. Beide Figuren sind nicht

beschaut und halten jeweils mit ihren nach innen zugewendeten Händen kreuzweise gemeinsam ein kleines, im Oberteil empor brennendes Herz. Zwischen ihnen sieht man ein von ihrem Standboden bis etwa zu den Knien reichendes steildachiges, schmales, schematisch ausgeführtes Haus von der Giebelseite, in das eine hohe Tür hineinführt. Alle drei auf der gleichen Ebene verhafteten Darstellungen stehen über einem dreigeteilten Estrich, welcher senkrecht in etwa gleichmäßig geteilte, quadratische Felder unterbrochen ist. Sie sind als schaubare Szene m. E. sicherlich symbolisch in einer Einheit zu verstehen als Ausdruck für Liebe, Ehe und Häuslichkeit. In dieser Form tritt diese Symbolik gelegentlich auf. Es ist in diesem Rahmen nicht möglich, noch weiter auf sie ikonographisch einzugehen.

An der Rückseite nun, die 44,7 cm × 32,9 cm mißt, sind zwei schmalere Querhölzer von 2,4 cm im jeweiligen Abstand von ca. 9,5 cm vom oberen bzw. unteren Randinnenteil angebracht. Ihre Funktion ist vor allem technischer Art. Sie stehen nicht über die Dicke des Brettes, sondern sind nach innen in Richtung zum Holzkern etwas verbreitert, und schließen dann wiederum gerade ab, haben also eine Trapezform. Sie müssen von einer der beiden Ränder eingeschoben worden sein und dienen dazu, daß sich das Brett nicht wirft. Und hier, etwas hinabverschoben, ist im unteren Mittelteil auf von einem Rollrädchen vorgezeichneten Zeilen eingeschnitten:

S A T O R
A R E P O
T E N E T
O P E R A
R O T A S

D A S Z I M E R. I S T G E P U T.
I M I A H R. 1 8 2 3. W O R D E N.

Stephan Biedermann berichtet uns, daß auch auf alten Holztoren im Waldviertel diese Gruppierung der Sator-Formel vorkomme¹⁾. Vielleicht hat auch der Hersteller des hiermit bekannt gemachten Wandelementes, das einer kleinen Wandkästchentüre zumindest ähnelt, wesentlich oder aus nicht mehr verstandener Überlieferung im Sinne von Schutz vor Feuergefahr diesen sehr alten Spruch zu Beginn des 19. Jahrhunderts zum gleichen Zweck dort eingeschnitten.

Anmerkungen

- 1) W. Pongratz, Hexenglaube im Waldviertel. Das Waldviertel, 14. Jg., N. F., Nr. 3/4, Krems März-April 1965, S. 59 f.
- 2) Das Waldviertel, Nr. 5/6, Mai-Juni 1965, S. 20.
- 3) St. Biedermann, Zur Notiz „Hexenglaube im Waldviertel“. Ebd., S. 19 f.
- 4) Oswald A. Erich-Richard Beitzl, Wörterbuch der deutschen Volkskunde, 2. Aufl. (= Kröners Taschenausgabe, Bd. 127), Stuttgart 1955, S. 657 f.
- 5) Alfred Martin, Deutsche Volksmedizin. Handbuch der Deutschen Volkskunde. Hgg. von Wilhelm Peßler, 1. Bd., Potsdam (1935), S. 277.
- 6) Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, II. Bd., Sp. 205 f.
- 7) Für die frdl. Erlaubnis zur Bearbeitung dieses Objektes bin ich Herrn L. Ptak zu Dank verpflichtet.
- 8) Gabriel Gläß, Handbuch des Personalstandes von den sämtlichen Dominien in Österreich unter der Enns, Wien 1831, S. 123.
- 9) St. Biedermann, Zur Notiz a. a. O., S. 20.

Nachtrag

Ernst Krenek beschäftigt sich in seinem Artikel „Anton Webers magisches Quadrat“ (Forum, 12. Jahrgang, Wien 1965, Seite 395 f.) mit dem in unserer Zeitschrift schon oft besprochenen „Arepo-Quadrat“ und weist darauf hin, daß dieser geheimnisvolle Spruch im musikalischen Schaffen des Komponisten Webern eine große Rolle gespielt hat. Bemerkenswert ist auch der Hinweis auf das Thronwagengedicht des Propheten Ezechiels. Aus der lateinischen Übersetzung des alttestamentarischen Textes ergibt sich für die fünf Worte folgende Bedeutung: Der Engel riß die Kohlen an sich — ARIPUIT („arepo“) — der An-sich-Reißer, der Raffer. TENET — er hält die Räder — ROTAS — und ihr Werk — OPERA. Und er streut die Kohlen aus (als Strafergericht), er ist der Streuer — SATOR.

Krenek berichtet ferner, daß dieses magische Quadrat schon als Fluchformel von den im alten Rom verfolgten Christen an die Hauswände geschrieben wurde. Der älteste Beleg hiefür befindet sich an einer Hausmauer in Pompej, jener Stadt, welche 79 n.Chr. beim Ausbruch des Vesuvs zugrunde ging. Fürwahr, ein gewaltiger Bogen spannt sich über Zeit und Raum vom antiken Rom bis ins ferne Waldviertel des Neuzeit!

Die Schriftleitung

Ein Waldviertler Bauernhohn

Am 12. Jänner 1966 starb in Langenlois unerwartet schnell Hauptschuldirektor in Ruhe Othmar Pruckner im 67. Jahre seines Lebens.

In einem kleinen Dorf mit etlichen 20 Häusern am Rande des Waidhofner Bezirkes steht das Bauernhaus des Leopold Pruckner, wie jedes andere am Beginn des 20. Jahrhunderts. Da ist die große Stube, Schlaf- und Wohnzimmer und Küche zugleich, daneben ein Kammerl., da sind die strohgedeckten Ställe und Scheunen, das Ausnahmstüberl, dazwischen der große Hof — da sind die Felder ringsum mit Mohn, Getreide und Kartoffeln, die Wiesen, zum Teil sumpfig und moorig, denn hier trennen sich die großen Stromgebiete und die Wasser wissen nicht recht, sollen sie sich der Donau im Süden zuwenden oder über Lainsitz, Moldau und Elbe den weiten Weg nach Norden antreten, sie zögern und verweilen lange, ehe sie sich entschließen — da ist der Wald, der von allen Seiten grüßt in seiner Stille und Schönheit —

Da ist der Vater, schnauzbärtig, mit gesundem Bauernverstand und — humor, stolz, daß er bei den Ulanen in Wien unterm alten Kaiser gedient hat, da ist die Mutter, dem Alten verhaftet, voll heimlicher Geschichten und tiefer Gläubigkeit, auch, wenn es ums „Losen“ in der

Christnacht geht, da sind die Kinder, 10 an der Zahl, denn 2 starben früh, 7 Bunden und 3 Mädchen, die gesund und unbekümmert und doch in guter Zucht heranwachsen. Denn ist was passiert, läßt sie der strenge Vater militärisch der Reihe nach antreten und langt sich den „Richtigen“ heraus, während der Mutter, will sie den balgenden Haufen trennen, nicht einmal die richtigen Namen einfallen.

Da ist aber auch die viele Arbeit am Bauernhof, zu der die Kinder früh herangezogen werden, das Stallausmisten, das Heuen, das Distelstechen, das Stonanaklauben, und vor allem das „Halten“.

Dem Sechsjährigen, der sich fast noch vor den Kühen fürchtet, werden sie schon anvertraut. Streng muß er darauf achten, daß sie beisammen bleiben, nicht in fremdem Grund grasen, nicht durchbrennen, was dennoch vorkommt, besonders, wenn gewittrige Schwüle und Bremsen sie reizen. Erst nach Sonnenuntergang darf heimgetrieben werden. Das Halten, es ist fad, es ist nicht schön, in Regen und Nässe und kaltem Wind draußen zu stehn, in der Hosentasche sonst nichts als ein trocken Stück Brot, wenn man nicht schnell im Vorübergehn eine Handvoll Grammeln dazu erwischte oder gar heimlich damit durch die großen Pfannen fuhr, in denen die Mutter den Rahm zum Buttern bereit gestellt hatte. Um sich die Zeit zu vertreiben, gibts allerlei manchmal auch nicht ungefährliche Spiele. Man trägt den am Feld zum Trocknen ausgebreiteten Flachs zusammen und macht ein Feuer an. Das greift, vom Wind getrieben, im Nu auf das Jungholz über, so daß man schreiend heimläuft, um Hilfe zu holen. Die herbeieilenden Männer können mit Müh und Not größeren Schaden verhindern, nicht aber ein größeres schlagendes Wetter auf den Übeltäter. Auch die schöne neue Firmungsuhr an der langen Kette im Kreise wirbeln zu lassen, verkürzt die Zeit, vor allem, wenn sie dann durch die Schwungkraft irgendwohin im weiten Bogen fliegt und fast nicht mehr zu finden ist. Schöner ist es, laut und schallend zu singen. Da bleibt dann ein fremder Herr stehen, fragt und lobt und zieht ein paar saftige Birnen aus der Tasche, und zu Hause erfährt man dann, daß es der berühmte Herr Professor und Komponist Rudolf Süß war, und wird ganz still vor Ehrfurcht und Stolz.

Manchmal gibts auch anderes zu tun. Die Mutter muß mit aufs Feld und man bekommt den Auftrag, das Kleine in der Wiege am Nachmittag mit in Milch getauchten Biskotten zu füttern. Weil das Zeug so gut schmeckt und man selten zu so etwas kommt, gibt man dem Schwesterlein eine halbe und verschlingt die andern selbst. Das Hungergeschrei aber verrät der heimkehrenden ahnenden Mutter alles. Dafür muß man ein andermal im alten klapprigen Kinderwagen eins von den Geschwistern spazieren führen. Weils auch andere Leidensgenossen gibt, wird bald zu einem rasanten Kinderwagenwettrennen angetreten, das damit endet, daß das Kleine in den Straßengraben fliegt und plärrt. Man hebt es auf, legts wieder hinein und tut recht unschuldig, wenn man heimkommt.

Es gibt aber auch Freizeit. Man kraxelt auf Bäume, nimmt Krähennester aus, läuft 2 Stunden weit nach Waidhofen, um dort selbstgezüchtete Tauben zu verkaufen, denn am „Kirta“ braucht man Geld, oder man verhaut Buben aus dem Nachbardorf. Es kann auch sein, daß

man unvermutet vom First des Strohdaches in die Tiefe saust und zum Glück auf dem Misthaufen landet, oder aber beim Sprung vom Birnbaum die morschen Bretter der darunterliegenden Kalkgrube durchbricht und in dem weißen Teig versinkt. Es dauert lang, bis der hilfreiche Bruder mit der Gießkanne den meisten Kalk herunter geschwemmt und die Sonne das Gwandl so halbwegs getrocknet hat.

Ein großer Schmerz aber ist, daß der heimlich verehrte Vater, ein guter Jäger und Schütze, nie einen von den Buben zur Jagd mitnimmt. So geht man eben heimlich. Das Gewehr aus dem Schrank, in den Holzpantoffeln hintaus rasch aufs Feld. Die Luft ist rein, und dort, richtig, schon ein Hase! Schnell hinters Gesträuch gehockerlt, angeschlagenbumm! Der Rückstoß wirft den Jäger zur verkehrten Rolle zurück, die Holzschuhe wirbeln um ihn herum, das Gewehr liegt irgendwo und der Hase butelt verwundert die Ohren. Kleinlaut klaubt der tapfere Jäger alles zusammen und hatscht heim. Wenn jetzt der Vater noch draufkommt — und das tut er auch.

Hasenbraten, ja, den kann niemand so gut zubereiten wie die Mutter, oder gar erst Mohnknödel und Mohnstrudel, geliebteste aller Speisen bis ans Lebensende!

Sonntags aber gehts zur Kirche nach Vitis oder Buchbach mit dem Pferdewagen oder -schlitten. Hinten sitzen, dick vermummt, die Kinder. Daß da bei einem starken Ruck einer hinunterplumpst, was im dicken Schneetrreiben von den andern kaum bemerkt wird, ist kein Wunder. Bis er sich aufrappelt, heulend hinterher stolpert und der Vater kopfschüttelnd zurückkommt, vergeht immerhin eine schöne Weile.

Ja, da ist auch noch die Schule, die einklassige, in der Lehrer und Pfarrer regieren und die nicht besonders beliebt ist. Heimgekehrt, fliegt der Ranzen schon bei der Stubentür, von zielsicherer Hand geschleudert, ins gegenüberliegende Eck — es ist verwunderlich, daß aus diesem richtigen Dorfbuben einmal ein so begeisterter und ordnungsliebender Lehrer wird. Und doch ist es so. Pfarrer und Lehrer erkennen den hellen Geist des Buben und so kommt der 13jährige in die strenge Klosterzucht von Strebersdorf. Bitterhart sind die ersten Jahre, in denen das Heimweh in ihm schreit —

Wir finden ihn als jungen begeisterten Lehrer, der seine Prüfungen mit Auszeichnung besteht, in Wien, in Feldkirch, in Tullnerbach. Bildungshunger, Reiselust und Schicksal treiben ihn nach Frankreich, Belgien, Rom, Syrien und Deutschland. Aber die Heimat läßt ihn nicht los. Er kehrt wieder zurück. Und so oft er kann, fährt er hinauf zu seinen blühenden Mohnfeldern, den rauschenden Kartoffelfeuern, den vom Rauhreif überspannenen Sträuchern, den unter der Schneelast seufzenden Wäldern. Mit tiefinnerer Freude wandert er immer wieder die alten Wege. Er spürt den Ahnen nach, der weitverzweigten Verwandtschaft und der Vergangenheit seines Heimatortes in Archiven und Museen. Die Zeilen des Liedes, das er so liebte, treffen auf ihn zu wie auf jeden echten Waldviertler: „Und d' Leut ham a Gmüt, wias selten wo blüaht.“

H.P.

Herr Hauptschuldir. I. R. Othmar Pruckner war ein langjähriger Bezieher und eifriger Leser unserer Zeitschrift. Wir werden dem allzufrüh Verstorbenen stets ein ehrendes Andenken bewahren.
Die Schriftleitung

Ostern

Lämmer weiden weiß auf winterbraunen
Wiesen und die ersten Schwalben schnellen
Bogen in die Bläue; Büsche raunen
Frühling, lind vom Wind gewiegt; mit hellen
Kinderwunderfrohen Augen staunen
Blümlein; lachend rieseln Osterquellen.



Fritz Kolbe

Die erste Beicht

Es war zur österlichen Zeit. Wir Kinder sollten zum ersten Mal die hl. Kommunion empfangen. Unser Katechet, ein Kapuzinerpater, verstand es gut, uns auf dieses Ereignis vorzubereiten. Wir liebten ihn, denn er war freundlich und gut. Sprach er vom Jesukind, dann leuchteten seine Augen im heiligen Eifer und wir spürten tiefinnerst die Notwendigkeit, dem Heiland ein reines Herz als Wohnung zu bereiten. Sorgfältig wurde der Beichtspiegel zu Rate gezogen und die kleinste Sünde aufgeschrieben. Einen großen linierten Bogen hatte ich schon vollgeschrieben. Ob mir das wirklich alles verziehen würde? Da standen Taten des Ungehorsams, Zucker — und Obstdiebstähle, Lügen und teuflische Bosheiten. Ein Schüsserl zu Fleiß zerbrochen, den Kater Schnurr beim Schwanz gezogen, den Hund oftmals sekkiert und andere Schlichkeiten mehr. Mit dieser Liste sollte ich im Beichtstuhl antreten — dann würde nicht nur der liebe Gott, sondern auch der gute Pater Eber-

hard erfahren müssen, was ich für ein schlechter Bub sei. Bei dem Gedanken wurde mir heiß. Schwer war es auch, den Sündenzettel zu Hause so zu hüten, daß er nicht in die Hände der Eltern fiel. Das müßte böse Folgen haben! Der Vater wüßte dann, warum seine fürsorglich gehütete Uhr mit dem Schlagwerk plötzlich den Dienst versagte und die Mutter brauchte über das Verschwinden mancher guter Dinge in der Speisekammer nicht mehr nachzudenken. So manche schlimme Tat käme an das Licht der Sonne!

Ich merkte es meinem Freunde, dem Pepi Schrotz, deutlich an, daß ihm auch nicht wohl bei der Sache war und versuchte zu erfahren, welchen Umfang sein Lastenzettel hatte. Er wollte sich aber nicht darüber äußern, wir waren wohl beide schwere Sünder!

Nur zwei Gebote hatte ich nicht verletzt, das sechste und das neunte Gebot. Bei dem ersten hatte ich mir wirklich nichts vorzuwerfen und das andere schien mir sonderbar. Wie könnte wohl jemand seines Nächsten Hausfrau begehren? Diese Sünde würde ich nie begehen.

Am Tage vor dem Weißen Sonntag waren wir nun alle in der Kapuzinerkirche versammelt. Zwei Patres hörten die Beichte, der eine davon war unser Ketechet. Man konnte also vermeiden, daß der gute Mann die schwarze Seele seines Lieblingsschülers kennen lernte. Weil das aber andere erfaßt hatten, stand vor dem Beichtstuhl des Pater Prior eine viel längere Schlange als vor dem des Pater Eberhard — das war aber nicht mangelndes Vertrauen!

Durch die hohen Bogenfenster schaute der Himmel herein. Bald lachte er in sonniger Bläue, bald verdüsterte ihn schnell ziehendes Weitergewölk, dann wieder trommelte der Regen an die Scheiben, ein wechselvolles Spiel des Monats April. Das Bild der Gottesmutter sah vom Marienaltar auf uns herab. Ich betete, sie möge mir helfen, ein braver Bub zu werden.

Endlich kam ich an die Reihe. Die eiskalten Finger umkrampften den Schuldenzettel. Doch sieh! Ich hatte mich umsonst geängstigt. Gütig kamen die Worte des Priesters an mein Ohr, die Last fiel ab und Freude erfüllte mich. Nach dem Bußgebet rannte ich glückstrahlend heim.

Die Eltern erwarteten mich, der Vater lächelte leise und die Mutter nahm mich in die Arme, ich spürte, wie sie mit mir fühlte. Auf dem blumengeschmückten Kaffeetisch prangte ein duftender Guglhupf, auf der Komode lag der neue Anzug, daneben die Kommunionkerze.

Bald aber zerstob mein Glück wie eine Seifenblase und das kam so: Am späten Nachmittag befand ich mich im Garten. Er gehörte samt dem Hause, dessen ersten Stock wir bewohnten, einer Auszugsbäuerin. Die Alte, ein unförmig dickes Frauenzimmer, war mir gut gesinnt und duldet mich gerne in ihrem Besitztum. Sie hatte wohl ein derbes, bäuerliches Wesen, bewies mir aber ihre Zuneigung durch manchen rotbackigen Apfel. Bei jedem Wetter stand sie, angetan mit einem schreiend roten Kittel draußen und hatte immer zu tun. Von weitem sah man sie durch die Büsche leuchten, eine riesige knallrote Kugel. So fand ich sie auch diesmal am äußersten Ende des Gartens, frisch bereitetes Ackerland mit Frühkartoffeln belegend. Als ich mich näherte, blickte sie von der

Arbeit auf. Ihr gutmütiges, schmalzig glänzendes Gesicht verzog sich zu freundlichem Schmunzeln und sie reichte mir aus dem Kittelsack eine Handvoll gedörrter Birnen. Dann bückte sie sich wieder zu ihrer Arbeit und ich stand im Genuß der Kletzen versunken eine Weile neben ihr. Plötzlich legte sie ihr Werkzeug weg und strebte eilig watschelnd einem kleinen hölzernen Häuschen zu, das in der Gartenecke ein windschiefes Dasein fristete. Die verwitterte Tür hing verlottert in den Angeln und trug in ihrem Oberteil ein herzförmiges Lichtloch. Gedankenlos sah ich die Alte darin verschwinden. Ob der jähen Belastung schwankte das Hüttchen bedenklich. Da geschah es. Unbekümmert wie die Alte war, entglitt ihr das Türchen und ich sah entgeistert etwas Unaussprechliches von wahrhaft riesenhaftem Ausmaß. Entsetzt lief ich weg. Nun hatte ich auch das sechste Geobt verletzt. Und das nach der ersten Beicht! Nun war alles verloren, ich konnte nicht zur Kommunionbank treten. Ich allein war davon ausgeschlossen — wie war mein Glück so jäh zerstoben!

Verstört schlich ich ins Haus und verkroch mich im Dachboden. Fassunglos gab ich mich dem Schmerze hin. Die Dämmerung war längst durchs Fenster gedrungen, als mich die besorgte Mutter endlich fand. Sie erschrak ob meines verstörten Wesens. Was geschehen war, konnte ich nicht sagen, ich weinte nur noch heftiger, als sie in mich drang. Da brachte sie mich zu Bett und setzte sich zu mir. So gestand ich ihr endlich, ich hätte eine schwere Sünde begangen und könnte morgen nicht zur Kommunion gehen.

„Um Gotteswillen, Bub!“ Als ich aber von neuem in Schluchzen ausbrach sagte sie schnell: „Sei ruhig, ich spreche mit dem Vater. Er geht mit dir in aller Frühe zu den Kapuzinern, du beichtest noch einmal und es ist wieder gut.“

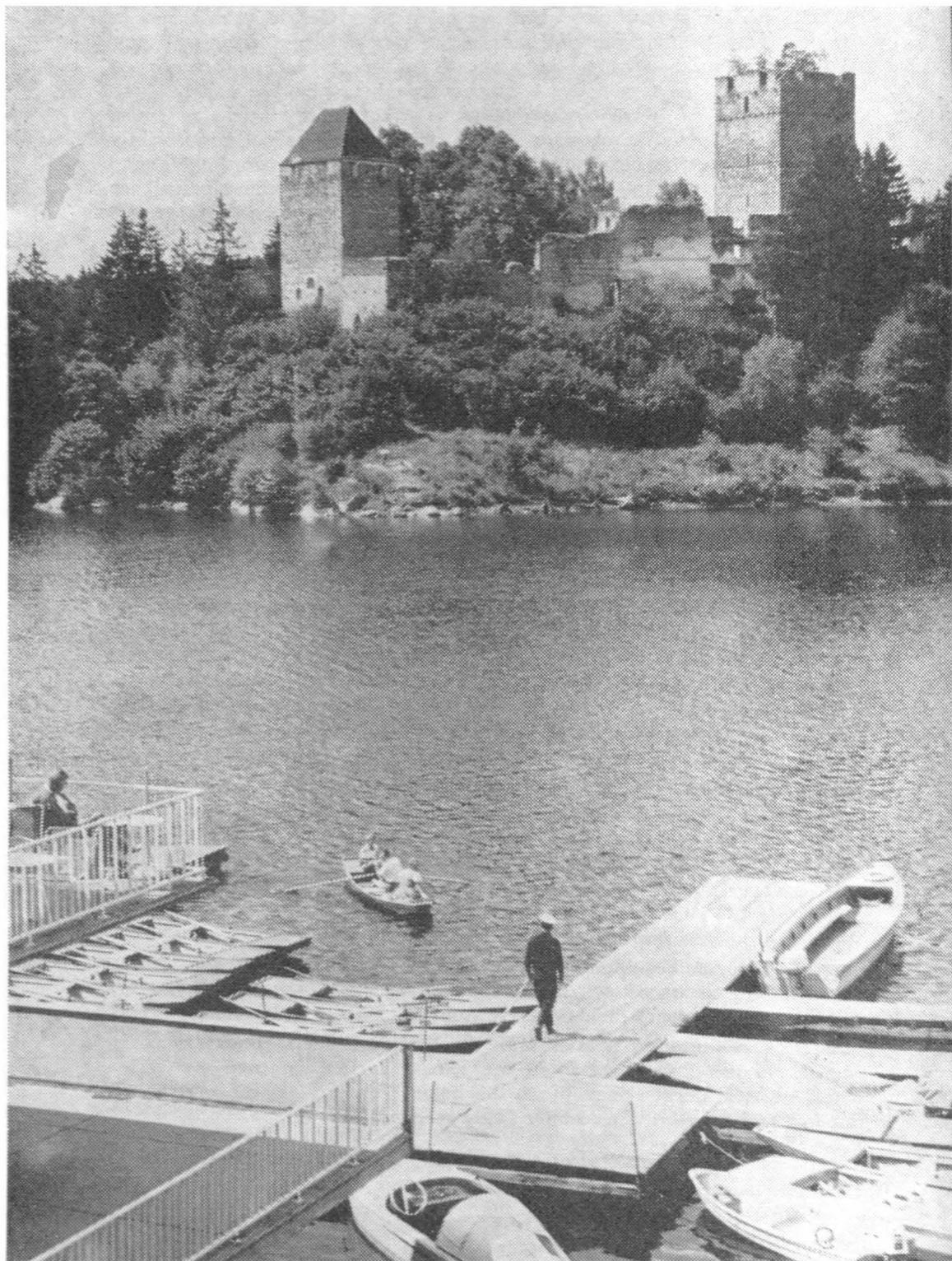
So geschah es auch. Im frühen Morgenschein zog der Vater am Glockenstrang des Klosters und verlangte den Pater Quardian. Das war ein gemütlicher Tiroler. Als er das Begehren hörte, nahm er mich gleich an der Hand und führte mich in die Kirche.

Sanfte Dämmerung umgab uns dort, das ewige Licht zuckte rötlich in der Silberampel. Der Quardian setzte sich mit mir in die nächste Bank und zog mich auf seinen Schoß. „So Buebl, iatz sag', was die druckt!“

Da berichtete ich stockend von meiner Sünde. Als ich geendigt, spürte ich plötzlich den rauhen Bart in meinem Gesicht und sah aufblikkend in ein urfröhliches Gesicht.

„Du hascht kei Sünd'nit, Bua, hascht es ja nit gern tan, schau! Derfscht nit so ängstli sei, bischt eh a bravs Buebl, s'Jesukindl hat beschtimmt a Freud mit dir!“ So sagte er in seinem gemütlichen Tirolerisch.

Da kam nun zum zweiten Male die Freude in mein Herz. Als ich an der Hand des Paters Quardian die Kirche verließ, brachen die ersten Strahlen des Morgensonne durch die hohen Fenter — darob erstrahlten sie in freudiger Glut. Ein schöner Tag war angebrochen.



Wörthersee des Waldviertels...

könnte man die Kampstauseen bezeichnen, die von der Newag errichtet wurden. Ottenstein, Dobra und Thurnberg sind nicht nur Stromproduktionsstätten, ihre Stauseen sind zu beliebten Ausflugszielen geworden. Die beiden Landesgesellschaften Newag und Niogas haben dafür gesorgt, daß Übernachtungsmöglichkeiten in Bungalows, ein Restaurant, ein Bootshaus mit Umkleideräumen und Espresso errichtet wurden. Im Schloß Ottenstein wurde ein vorzügliches Restaurant eröffnet, in dem man vor allem Wildspezialitäten erhält. Für den Campingfreund bieten sich die Wiesen vor den Burgruinen Lichtenfels und Dobra an, die sich in den dunklen Wasserarmen spiegeln. Natur und Technik, Vergangenheit und das Schaffen der neuen eit haben sich hier harmonisch zusammengefügt.

← Ruine Lichtenfels
mit Stausee Ottenstein

Grüne Messe

Zur stillen Seelenfeier
Tret in den Wald ich ein,
Es ragt der Stämme Leier
Hoch auf im Morgenschein.

Die schlanken Pfeiler streben
Und heben sich zum Licht,
Und alles atmet Leben,
Das tausendfältig spricht.

Im moosigen Gestühle
Leih ich voll Andacht Ohr
Dem Festgesang und Spiele
Herab vom grünen Chor.

Wie Andachtskerzen stehen
Die jungen Tannen da,
Die Weihrauchschleier wehen
Am himmlischen Altar.

Und durch des Weihrauchs Wallen
Bricht jäh ein Flammenkranz . . .
Gott hebt im Glanz der Strahlen,
Die leuchtende Monstranz.

Gerhard Proißl

Märzwind

Um das einsame Schloß pfeift der Märzwind. Im Park sausen die hohen Fichten und Silbertannen.

Thea steht an dem Erkerfenster und blickt in den Zug der Wolken, die bald aufleuchten, bald sich wieder verdunkeln.

Vom Kamin her kommt ein klägliches Wimmern.

Plötzlich knarrt die Zimmertüre. Thea wendet sich um und erblickt Irma in Reithosen und Mantel, ihr Blondhaar aus einem Schal lösend und mit geröteten Wangen lächelnd: „Dein Wagen steht unten. Thea, und Du bis zuhause?“

„Bei diesem Wetter warst Du draußen?“ verwundert sich die Gefragte.

„Was, Wetter! Es war herrlich, sage ich Dir! Wenn man so entlang den Weiden am Bach hinreitet, ganz dem Wind hingegeben, die fliegende Mähne des Pferdes vor sich — und in der Luft dieses geheimnis-trächtige Wirken, das unsichtbar in alle Schollen dringt und einem selbst durch die Haut — und das den Drang nach dem Licht aus allen Zweigen ruft und aus allen Wurzeln — Thea! Du solltest ihn spüren, diesen unendlich feinen Zauberhauch der Sehnsucht nach Blüte und Wachstum.“

„Du schwärmst, Irma.“

„Schwärmerei nennst Du meine tiefe Bewunderung zur Gottes herrlichen Schöpfung?“ Irma wirft sich in einen Stuhl. „Thea, wohin verirrst Du Dich in Deiner schrulligen Weltschau, in die Du Dich ganz einkapselst. Wie bedauernswert machst Du Dich selbst! Findest Du, daß Dein Leben noch einen Sinn hat?“

„Arbeit gibt jedem Leben einen Sinn.“ versetzt die ältere Schwester. „Arbeit, durch die man sich etwas schaffen kann.“

„Wenn du wenigstens gesagt hättest: Arbeit im Dienste der andern. Aber nur, um sich selbst etwas zu schaffen? Was denn? Was hat denn noch Sinn vor Deiner Lebensschau? Arbeit ist doch kein Selbstzweck. Sie dient nur dem Leben. Wenn das Leben aber selbst keinen Sinn hat, wie kann sie dann sinnvoll sein?“

„Wir wollen nicht philosophieren.“

„Nein; aber, siehst Du,“ beharrt die Jüngere, „wie bedauerlich es bei der Familie Meier aussieht. Sie wollen es immer uns gleich tun und dafür rackern sie Tag und Nacht. Jetzt haben sie endlich den Grund mit der alten Mühle gekauft. Die lassen sie niederreißen und wollen dort bauen. Ich wette, sie kommen nie in den Genuß ihrer geplanten Villa, weil sie dazu gar keine Zeit haben.“

Die Ältere zuckt die Achseln: „Nicht unsere Sache.“

„Gewiß nicht; aber ein abgründiges Beispiel: Sie leben wie Geizkragen, vergönnen sich ihr Leben lang nichts, um die Villa zu ersparen und werden schließlich sterben, ehe sie einziehen können.“

„Das kannst Du nicht voraussagen.“

„Nun, das läßt sich ausrechnen. Die Millionen, die ihr Plan kostet

und dagegen die Einnahmen, die die zwei von bescheidener Hände Arbeit haben. Sie arbeiten für eine Illusion, sage ich Dir.“

„Und ist das nichts?“

„Thea! Damit redest Du den Illusionen im Leben das Wort.“

Die andere zündet sich eine Zigarrette an und bläst Ringe in die Luft: „Vielleicht ist alles im Leben nur Illusion?“

Irma seufzt: „Ja, wenn man, wie Du, die herrlichen Alpenstraßen durchrast und die Berge im Benzindampf hinter Glasscheiben wie in einem Bilderbuch vorüberrauschen läßt, dann gibt man ein Beispiel dafür, daß man im Leben nur eine Illusion sieht. Ich aber“ sie steht auf, „liebe einen kotigen Märzweg mehr als die schönste Autobahn.“

„Und Du hast mich als schrullig bezeichnet!“ lacht Thea.

„Ich habe mir, Gott sei Dank, meine Erlebnisfähigkeit für die schöne Wirklichkeit bewahrt. Ich gehe langsam und freue mich jedes Halmes.“

„Und wir freuen uns der Schnelligkeit unserer Motore.“

„Die Euch nirgends Ruhe finden läßt und an kein Ziel bringt, bis Ihr rastlos gequält und erschöpft niedersinkt.“

„Wir haben doch unseren Weg gemacht. Und Weg ist alles im Leben. Ziel gibt es hier doch keines.“

„Versuche doch diese Fehlentwicklung unserer Zivilisation nicht philosophisch zu untermauern. Du selbst wolltest doch vorhin nicht philosophieren.“

„Wieso Fehlentwicklung? Ich finde das ganz natürlich.“

„Wenn Ihr das natürlich findet Euch in die Raserei zu stürzen, in der Ihr jedes Maß für andere, feinere Gefühlwerte verliert und Euer Gemüt wie ein Gummiband überdehnt, bis es nicht mehr elastisch ist und seine Erlebnisfähigkeit völlig eingebüßt hat, dann gute Nacht!“

Irma hat ihre Mütze aufgenommen und geht. Lange, nachdem sie fort ist, tritt Thea wieder ans Fenster. Der Frühlingssturm hat sich gejagt. Ein Teil des Parks liegt in der späten warmen Sonne. Die alte Hauskatze sitzt auf einer besonnte Stufe und leckt ihre Pfoten. In einem tieferen Winkel des Parks aber, wo ganzjährig fast durchwegs Schatten herrscht, haben sich erst die Wurzeln von der Schneelast befreit; glasig geperlte Ränder bildend, weicht sie hier zurück. Aber nichts deutet an, daß sich an dieser Stelle unter dem Wurzelwerk und dürrer Reisig Leben regt. Wie ein Friedhof mutet dieser Winkel an. Theas Blicke wandern zurück zu der Katze, deren Fell warm in der Sonne glänzt, ein Bild des Friedens und der Behaglichkeit. Da ist es Thea, als läge auf ihrem Gemüt noch der Schnee wie auf den Wegen des schattigen Parkwinkels.

Gertrud Weitensfelder-Anger

Da Flurl

Da Flurl hot grod d' Schui vasamt ¹⁾
wia Katagismusstund is g'wen
und d' Schuja ²⁾ va die Sünd g'lernt hamt
dö was ma nia nit deaf begeh'n,

wei's grausli san in Gottas Aug'n
und a koan brav'n Meinsch'n g'foi'n
und für an Christn hoit nit taug'n.
Dö wos de ojairst'n ³⁾san vo oin.

Die sieb'n Todsind, wie mas neint.
Z' erscht steht de Hoffoacht i' da Reih
und d' Trägheit kimt zulezt am Eind
Nit ois ⁴⁾ ist vasteindli glei'

do tuat schoan a Belehrung not
dö hot hoit unsan Flurl g'feit ⁵⁾.
So wie — r — as söhm ⁶⁾ si's ausg'legt hot
hot er daneb'n troffa weit.

Wia d' Frog z'letzt noch da Trägheit woa',
do sogt a: „Waon ma si nit woscht.“
Er schaut si um, ist si' nit kloa' ⁷⁾,
wei' umadum ois locht und poscht ⁸⁾.

1) versäumt, 2) Schüler, 3) allerärgsten, 4) alles, 5) gefehlt, 6) selber, 7) klar,
8) klatschen.

Sepp Koppensteiner

Das „Rote Kreuz“

Ein Stück Weges außerhalb meines Heimatortes steht knapp neben der Linzer Bundesstraße auf einer kleinen Anhöhe zwischen Buschwerk und Gefelse halb versteckt das sogenannte „Rote Kreuz“. Es ist aus Eichenholz gezimmert, trägt einen auf Blech gemalten Heiland und ist rot gestrichen. Deshalb hat es wohl auch seinen Namen erhalten.

Ich mache an Sonntagnachmittagen gern einen kleinen Spaziergang und halte dort eine besinnliche Rast. Wenn dann die Abenddämmerung aus den Tälern steigt und das Birkenlaub im leisen Windhauch erscheu-

ert, werden gemach all die Gestalten wach, die Sage und Geschichte an diesen geheimnisumwitterten Ort gebannt haben.

Da steigen die beiden schwedischen Musketiere aus dem längst überwucherten und verfallenen Grabhügel. Sie suchen wohl ihre verrosteten Helme, die ihnen einst ihre Kameraden auf das nun schon längst verfallene Birkenkreuz gestülpt haben, die aber im Lauf der Zeit weiß Gott, wohin gekommen sind.

Da lösen sich auch aus dem weichen Abenddunst die beiden jungen Fleischerburschen, die eines losen Mädels willen mit Pistolen aufeinandergeschossen haben. Der eine stand hier und der andere auf dem östlich gelegenen Bauernberg, wo heute noch das Materl daran erinnern soll, daß beide Gesellen ihre heiße Liebe mit ihrem Herzblut büßten.

Da kommt auf einmal auch der Schloßherr ankutschiert, mit seinem Viergespann und kann auf einmal nicht mehr vom Fleck. Die Räder sind wie mit dem Erdboden verwachsen und rühren sich nicht trotz aller Mühe. Erst als der Schloßherr gelobt, hier ein Kreuz errichten zu lassen, kann er weiterfahren, so als ob nichts gewesen wäre. Seither steht hier das Kreuz.

Doch da tritt jetzt Stephan Battinger auf den Plan und verweist auf die Schloßchronik. Dort steht klar und deutlich geschrieben, daß er, der Ortsrichter, am 9. Dezember 1741 hier an dieser Stelle ein Kreuz errichten ließ, weil damals der Ort von schweren Gewittern heimgesucht wurde.

Die klare und nüchterne Aussage der Geschichte ist wohl nicht zu bestreiten. Wer aber kann beweisen, daß alles, was der Volksmund zu vermelden weiß, nur erdichtet und erfunden ist — ?

Während ich mich so in die Vergangenheit verirre, steigt eine Frau die Anhöhe herauf, schmückt das Kreuz mit Blumen und verrichtet ein kurzes Gebet. Dann setzt sie sich zu mir auf den Stein und wir kommen ins Plaudern. Sie stammt aus dem Böhmerwald und lebt seit Kriegsende hier im Ort.

„Ich gehe immer wieder gerne hieher zum „Roten Kreuz“, meint sie. „Nicht nur, weil es ein so stilles, ruhiges Platzl ist, sondern vor allem deswegen, weil ich da ein Stück meiner verlorenen Heimat habe, wo mir stets leichter ums Herz wird, wenn ich recht bedrückt bin.“

Nun aber war ich neugierig geworden und so erzählte sie mir ihre Geschichte:

„Meine Eltern,“ begann sie, „sind gestorben, als ich noch ein Kind war. Mein Onkel nahm mich zu sich. Der hatte im südlichen Böhmerwald eine große Papiermühle. Dort wuchs ich auf und verlebte in seinem Hause eine glückliche Jugendzeit. Ich erinnere mich noch gut, an die sieben großen Lindenbäume, die vor dem Tore standen und ihre prächtigen Kronen schützend über ein großes, schönes Kreuz breiteten. Oft verrichteten wir gemeinsam mit unseren Nachbarn dort unsere Andacht. Nachher saßen wir im Kreis lieber Menschen auf der Holzbank und verbrachten dort frohe Stunden.“

Da brach der erste Weltkrieg aus! Sein unglückseliger Ausgang brachte mit einem Schlag auch in unsere so friedvolle Gegend Unruhe und Umwälzung. Wir waren über Nacht keine Österreicher mehr, son-

dern gehörten zu einem neuen Staat. Die nunmehrigen Machthaber waren aber weder uns Deutschen noch dem Christentum gut gesinnt. Wir bekamen das auch bald recht deutlich zu spüren. So fanden wir eines Morgens das schöne, große Kreuz auf dem Boden liegend. Frevlerhände hatten es in der Nacht umgehauen. Der Onkel stellte es wohl wieder auf, doch am nächsten Tag lag es wieder im Staub. Daraufhin sagte der Onkel: „Ich richte es nimmer auf — es ist ja auch zwecklos!“

Mir aber war sehr leid um dieses Kreuz, da ich sehr daran hing. Ich löste das Heilandsbild von den Holzbalken, packte es gut ein und verwahrte es auf dem Boden in der Hoffnung, daß wieder einmal bessere Zeiten kommen würden. Dort lag es nun lange Jahre, ohne daß sich jemand darum kümmerte. Ich habe indessen auch weggeheiratet, doch kam ich noch oft in die Mühle.

So vergingen die Jahre und es kam der zweite Weltkrieg. Als der seinem Ende zuneigte, wußte wohl schon jedes Kind, daß er für uns verloren war. Wir merkten das deutlich aus dem Verhalten der Tschechen und vor allem auch der Kommunisten uns Deutschen gegenüber. Wir machten uns deswegen auch schon ernste Sorgen und Gedanken um unsere Zukunft.

In dieser Zeit besuchte uns auch mein Vetter Lois, den Sie ja gut gekannt haben, da er ja hier die Papiermühle betrieb. Dem vertraute ich meine Sorgen an. Ich bat ihn auch, ob ich nötigenfalls verschiedene Sachen zu ihm schaffen könnte. Und da dachte ich plötzlich an unser Kreuz und ich sagte: „Weißt Du, Vetter, wenn wir vielleicht wirklich die Heimat verlassen müßten, möchte ich alles, nur das eine nicht zurücklassen: den Heiland, der solange vor unserm Hause stand und es beschützte. Willst Du es nicht mitnehmen und vor Eurem Hause aufstellen? Es tät mir bitter leid, wenn es noch einmal unter Frevlerhände käme.“

Mein Vetter sagte mit Freuden zu und nahm das Bild gleich mit. Er stellte vor seiner Mühle ein Kreuz auf und gab so dem Heilandsbild, das er frisch bemalte, eine neue, würdige Heimstatt. Später, als er die Mühle übergab, und in den Ort heraufzog, nahm er auch den Heiland mit. Da zu der Zeit das „Rote Kreuz“ hier schon im Verfall war, ließ an seiner Stelle ein wohlhabender Holzhändler, der hier als Findelkind aufgewachsen ist und es zu etwas gebracht hat, ein neues Kreuz aus Eichenholz errichten. Dazu spendete nun mein Vetter das Heilandsbild aus dem Böhmerwald. Es ist das, welches hier vor uns auf diesem Kreuz hängt!

Doch ich bin nun mit meiner Geschichte den Ereignissen vorausgeeilt! Es kam damals so — ja, noch viel schlimmer, als wir befürchtet hatten. Wie ein gehetztes Wild mußten wir bei Nacht und Nebel durch die weiten Wälder über die Grenze flüchten, um uns vor den entmenschten Horden zu retten. Ich konnte sonst nichts mitnehmen als meinen todkranken Mann.

Mein Vetter, dessen Frau inzwischen gestorben war, nahm uns beide gastlich auf, so wie er es uns ja seinerzeit versprochen hatte, obwohl er selbst in dieser schrecklichen Notzeit leere Töpfe hatte. Bald darauf starb mein Mann. Doch während er noch auf der Totenbahre lag, kam

der Befehl der russischen Besatzungsmacht, demzufolge sich alle Ausländer für den nächsten Tag zum Abtransport in eine ungewisse, düstere Zukunft bereitstellen mußten. Noch dazu mitten im Winter! Es kann sich wohl kein Mensch vorstellen, wie mir damals zu Mute gewesen ist! Aber da zeigte sich so recht, welch ein gutes Herz mein Vetter hatte! Er führte mich buchstäblich von der Begräbnisfeier meines ersten Mannes weg zum Traualtar. Wissen Sie, was das für mich bedeutete? Durch diese Heirat war ich nunmehr österreichische Staatsbürgerin geworden und so fand der Ausweisungsbefehl für mich keine Anwendung mehr. Somit blieb mir das unglückselige, qualvolle Flüchtlingslos erspart.

Ich habe an der Seite meines nunmehrigen Mannes wohl kein sorgenloses Leben, aber doch eine gesicherte Heimat und einen ruhigen Lebensabend gefunden. Ich konnte ihm auch in seinen letzten Jahren helfen, die Beschwerden und Lasten des Alters leichter zu tragen. Aber wenn wir in den Jahren, die uns Gott mitsammen verleben ließ, spazieren gingen und über all das Erlebte sprachen, führte uns der Weg immer wieder hieher und dann wies ich auf das Kreuz und sagte:

„Schau, wer hätte das geglaubt! Christus, dem sie damals schon nicht mehr dulden wollten, hat hier auf uns gewartet und uns wunderbar geführt und beschützt und trotz allem alles wieder wohl gemacht.“

Die Frau schwieg und wir blickten beide in Gedanken versunken aufwärts zum Kreuz, das der aufgehende Mond mit sanftem Licht verklärte.

Nach einer kleinen Weile sprach die Frau weiter: „Mein Mann, der so edel an mir gehandelt hat, ist nun schon in der Ewigkeit. Ich bin nun allein und wenn ich recht verzagt bin, gehe ich hieher zum „Roten Kreuz“. Denn da finde ich das einzige, das mir von der verlorenen Heimat verblieben und mir zu einem Symbol geworden ist. Das gibt mir trotz allem stets wieder Trost und Frieden und die Gewißheit, daß letzten Endes nicht hier auf Erden, sondern in Gott unsere ewige Heimat ist — — —“

Hans Biegelbauer

Kurze Biographie unserer Heimdichterin

Anna Hahn

Unsere Heimdichterin **Anna Hahn** wurde am 29. März 1914 zu Oberrabenthau 11, Gemeinde Kirchschatz, geboren. Sie entstammt einer alteingesessenen Bauernfamilie. In den Jahren 1920—1928 besuchte sie die dreiklassige Volksschule in Kirchbach und wurde aus dieser am 29. März 1928 aus der letzten Schulstufe entlassen. Seit dieser Zeit arbeitet sie ununterbrochen in der Landwirtschaft ihrer Eltern und nach

deren Tod bei ihrem Bruder Anton, der den elterlichen Betrieb übernommen hat.

Anläßlich verschiedener Jubiläen, Ehrungen, Weißen dgl. verfaßt sie Gelegenheitsgedichte, die in natürlicher, ungezwungener Art geschrieben und volkstümlich gehalten sind.

Im folgenden sei eine Probe gebracht:

Zur Lichtfeier in Lembach

Gott sei Dank, hiazt ham mas Liacht,
daß ma amol besser siacht.
Mit d' Liachtgeistlamperl hot's an End
wo do dös Elektrisch brennt.
O'a Wohltot is dös scho,
ma braucht nit fuchtl'n mit n Spo'.
Draht ma nur beim Scholta um,
is höllicht schon in da Stubn.
Siacht ma guat zum Zeitungslesen
und sogor beim Suppenessen.
's Flicka, 's Stricka is a Freud,
ba dem Liacht zur Abendzeit.
Is a in da Nacht koa G'frett,
wann a Lampn brennt beim Bett.
Und wia praktisch is ban Kocha,
wann a Glühbirn brennt ban Ofa.
O, wie guat ist erst im Stoll,
wann ma hinsiacht überoll.
Ja, dös Liacht, dös is wos wert,
sogt a jeda, wia ma hört.
und erst die elektrisch Kroft
is fürn Bauern 's Beste oft.
G'schickt und handsam der Motor,
ma braucht nit plogn sie wia davor.
Draht ma um, so rennt dös G'spüi,
schneid' und drischt ma wia ma wüi.
Kurz und guat, es is a Freud,
's Liacht und d' Kroft zu jeder Zeit.
Drum san mia Lembocha so froh,
Daß endli dös Elektrisch do.
Und feiern a bescheid'nes Fest.
Seid uns willkommen, liebe Gäst!

Lembach ist ein Ort, der zur Gemeinde Kirchbach gehört.

Die Wasserscheide im Raum nördlich von Vitis

Das hochgelegene ziemlich ebene Gebiet nördlich von Vitis (Edelprinz, Wiederfeld) wird zum Teil zur Thaya und damit zur Donau, zum Teil aber auch zur Braunau, Lainsitz und zur Elbe entwässert.

Diese Tatsache, die das Gehirn eines jeden zünftigen Geographen als äußerst interessant registriert, läßt auch den gestrengen Herrn Professor aus Strebersdorf, Ew. Bruder Nikolaus, nicht ruhen. Mit eigenen Augen will er das sehen und studieren. Nachdem er in der heißen Feriensonne genügend herumgewandert ist und seinen Wissensdurst gestillt hat, kehrt er im Prucknerhaus in Edelprinz ein, denn das ist das Elternhaus von einem seiner Studenten. Kein Wunder, daß die Bäuerin, völlig unvorbereitet und die Hände im Abwaschwasser, — denn es ist die Stunde nach dem Mittagessen und alle schon wieder auf dem Feld, — etwas erschrickt. Doch schnell holt sie den am schönsten bemalten Teller aus dem Gläserkasten und sichtet sorgsam ein Häuflein der schmalzglänzenden Mohnnudeln darauf, die vom Mittagessen übrig geblieben sind, um dem hohen Herrn eine kleine Aufwartung zu machen. Glücklicherweise, daß er sie nicht verschmäht, getraut sie sich auch noch, ein Stückerl Geselchtes und einen Ranken Brot als Wegzehrung mitzugeben. Es ist in den Hungerjahren nach dem 1. Weltkrieg und der Herr Professor sträubt sich nicht lange. Inzwischen kommt verschwitzt und verstaubt das Studentl Othmar vom Feld heimgelaufen und hat nun die Ehre, den hohen Besuch ein Stück des Weges zur Bahnstation Vitis zu geleiten. Mit großen Augen schaut er zu, wie dieser gleich außerhalb des Ortes auf einem Rain das Geselchte mit sichtlichem Genuß verzehrt. Dann geht die Wanderung weiter.

Da ist ein Mohnfeld neben der Straße und die alte „Loidoldin“ steht darin und pflückt die reifen Kapseln in ihre Schürze. Stauend schaut sie auf die hier recht seltene Erscheinung eines hohen geistlichen Herrn und dieser will recht freundlich sein und sagt mit wohlwollender Miene: „Na, Mutterl, was machen s' denn da?“ Im Augenblick sprachlos ob der Ehre der Anrede, und bemüht, einen guten Eindruck zu hinterlassen, antwortet sie in schönstem Hochdeutsch: „Magen brackn!“ Denn „Mogn brocka“ kann ma zu so einem Herrn doch nicht sagen. Und so tritt der seltene Fall ein, daß ein kleines Studentl einem hochgelehrten Herrn Professor einmal etwas erklären muß.

Schlößel auf der Landstraße

Da stand es, mit Säulen angetan,
Im scheuen Zauber des „Rühr' mich nicht an“,

In fernen Rokokos Süßigkeit
Und allem Schimmer verronnener Zeit.

Der einst es in reizvoller Schönheit erbaut,
Hat noch Maria Theres' geschaut

Und war wohl mit Grauen eingedenk
Des wilden Panduren, Freiherrn von Trenck.

Mit Zimmer und Saal, mit Hecke und Baum
Lebt's fort in Erinnerung und im Traum.

Sei innig gegrüsst, du im Zeitenschoß
Versunkenes Schlößel „Namenlos“!

Viktoria Schletzer-Schottek



Waldviertler Kultur Nachrichten

Inspektor in Ruhe Karl Vogl — 75 Jahre!

Am 3. Juni vollendete Herr Karl Vogl sein 75. Lebensjahr. In Reichau bei Obermeisling steht sein bescheidenes Vaterhaus, welches er heute noch mit seiner liebenswürdigen Gattin bewohnt und wo er jene äußerliche Ruhe findet, die es ihm ermöglicht, sich der vielseitigen Tätigkeit für den Heimatbund zu widmen.

Vogl besuchte das Kremser Gymnasium und maturierte im Jahre 1912. Sein Studium mußte er überwiegend durch eigene Arbeit finanzieren. Im ersten Weltkrieg mehrfach ausgezeichneten Offizier, wandte er sich nach seiner Heimkehr kaufmännischen Berufen zu und wirkte jahrelang für den Schulverein Südmark als beliebter Redner und hervorragender Organisator.

Nach dem zweiten Weltkriege widmete er sich mit voller Kraft der Gründung und dem Ausbau des Waldviertler Heimatbundes. Zusammen mit Hofrat Dr. Heinrich Rauscher bewältigte er alle Schwierigkeiten der Vereinigung und schuf mit dem Heimatbund den Sammelpunkt aller kulturell aufgeschlossenen Waldviertler. Insbesondere durch die Monatsschrift „Das Waldviertel“, deren erster Schriftleiter Dr. Heinrich Rauscher war, und die ihr angeschlossenen literarischen Beilagen, die hauptsächlich Vogl redigierte, ist aus dem bloßen Verein ein heimat- und volkskundliches Instrument geworden, welches weit über die Grenzen unserer engeren Heimat Beachtung gefunden hat. Die „Buchgemeinschaft Heimatland“ ist die ureigendste Schöpfung unseres Jubilars. Durch ihre schöngeistige Schriftenreihe erfaßt sie Schriftsteller aus allen österreichischen Bundesländern und pflegt bewußt die bodenständige, heimatgebundene Literatur Österreichs. Bis zuletzt hat Karl Vogl die ungeheure und oft unbedankte Arbeit eines Lektors, Schriftleiters und Korrespondenten für die Buchgemeinschaft ganz allein geleistet. Wenn er auch immer noch in voller geistiger und körperlicher Frische seiner Arbeit nachgeht, so trägt er sich doch schon mit dem Gedanken, sein Lebenswerk in jüngere Hände legen zu können . . .

Sein Vaterhaus in Reichau, das „Vogel-Häusel“, wie er es nennt, ist nicht nur für seine Familie, sondern auch für seine vielen Freunde ein zweites Heim geworden, die dort gerne hinkommen, um in jener behaglichen Gastlichkeit Stunden des Frohsinns und der Erholung zu finden. Wir wünschen unserem Karl Vogl, der stets durch seine schlichte, mannhafte Art die Herzen seiner Umgebung zu gewinnen wußte, noch viele gesunde Lebensjahre zum Wohle unserer geliebten Waldviertler Heimat!

W.P.

Zum 65. Geburtstag von Wilhelm Franke

Es ist kaum zu glauben, daß unser Waldviertler Dichter und Heimatschriftsteller Wilhelm Franke am 28. Mai dieses Jahres sein fünfundsechzigstes Lebensjahr vollendete. Im Jahre 1901 in Wien geboren, studierte er an der Bundes-Lehrerbildungsanstalt in Wien I., und kam nach der Reifeprüfung (1921) als Junglehrer wieder in seine Waldviertler Berglandschaft. Er arbeitete als Kunstgewerbler und trug sich mit der Absicht, Bildhauer zu werden. Der Junglehrer entschied sich für die Dichtkunst und wurde früh als Lyriker und Erzähler bekannt. Bereits als Dreißigjähriger erregten seine Beiträge in der Anthologie junger Lyriker aus Österreich (Kristall-Verlag 1931) großes

Aufsehen. Zwei Jahre später erschien das Lyrikbändchen „Wirrnis und Weg“, 1937 „Wanderer im Waldland“ und 1939 „In dunklen Wäldern und silbernen Straßen.“ In diesem Bändchen sind Wald und Straße die Sinnbilder für Einkehr und Geborgenheit, für Wandertrieb und Weltverlangen. Seine Landschaftslyrik spiegelt alle jahreszeitlichen Strömungen und umfaßt das Waldviertel in seinen Hügeln, Granitblöcken, dunklen Wäldern, in Feldmark und Dorfflur.

Franke, der mit der Malerin und Graphikerin Ruth Kastelitz vermählt ist, wirkte als Volksschullehrer in verschiedenen Märkten und Dörfern des Waldviertels, bevor er nach Gmünd an die Hauptschule kam, wo er derzeit als Schulrat die Jugend für alles Schöne und Echte begeistert. In seinem autobiographischen Roman „Erich der Steinmetz“ (1947 Amandusverlag) schildert er sein Leben als junger Volksschullehrer in Groß-Schönau bei Weitra. Land und Bewohner dieser kleinen Marktgemeinde im oberen Waldviertel sind trefflich und lebensnah geschildert. Der „Steinmetz“, in welchem er seine Jugendsehnsüchte verkörpert, erklimmt als junger Handwerker den Weg zu Künstlertum und gewinnt nach bitteren Zweifeln und Krisen die geistigen Werte heimatverbundener Kunst. Auch Frankes Weg als anerkannter Lyriker und Schriftsteller ging steil aufwärts. Nach dem Weltkriege erschienen seine Erzählbände „Menschen am Wegesrand“ (1957), „Kinder, Künstler, Wandersleute“ (1959) und ein Jahr später „Kleine Leute von der grünen Grenze“. In all seinen Erzählungen vor allem die „kleinen Leute“, wie die Hirten und Jäger, Bauern und Torfstecher, Hinterglasmaler und Steinmetzen, Händler, Marktleute und fahrendes Volk belauscht und voll verstehender Menschlichkeit geschildert. Immer wieder erlebt er „das Brotwarne, Erdrauhe täglich ringenden, mühseligen, armen Lebens“ der Waldviertler Landschaft und versteht es gleichzeitig meisterhaft, durch seine sorgfältig gewählte Schreibart auch den höchsten literarischen Ansprüchen gerecht zu werden.

Wir wünschen dem erfolgreichen Dichter und verdienten Schulmanne, der Ende des Jahres in den wohlverdienten Ruhestand tritt, noch viele Schaffensjahre in voller geistiger und körperlicher Frische.

Schriftleiter, Mitarbeiter und Freunde des Waldviertler Heimatbundes.

Erich Schöner — Heimatforscher und Meister der Graphik

Zur Vollendung seines 65. Lebensjahres

Es wird wohl selten vorkommen, daß sich ein erfolgreicher Kunstschaffender mit derselben Liebe auch der Erforschung seiner Heimat widmet. Diese beiden seltenen Begabungen vereinigten sich zu einer glücklichen Synthese in der Persönlichkeit Erich Schöners, der vor kurzem die Vollendung seines 65. Lebensjahres feiern konnte.

Am 27. Mai 1901 in Gloggnitz (N.Ö.) geboren, widmete sich der begabte junge Mann dem Studium der Pädagogik an der Lehrerbildungsanstalt, um später als Erzieher der Jugend wirken zu können. Gloggnitz, Klamm am Semmering, Schwarzau im Gebirge, Niederranna und schließlich Spitz an der Donau waren unter anderem die Stationen des jungen Volksschullehrers. Nach seiner erfolgreich abgelegten Lehramtsprüfung für Hauptschulen (Fachrichtung Deutsch und Geschichte) wurde Schöner als definitiver Fachlehrer 1930 an die Hauptschule Spitz berufen, wo er, mit kriegsbedingter Unterbrechung, zuletzt mit dem Titel Schulrat ausgezeichnet, bis heute erfolgreich wirkt.

Während sich Erich Schöner schon früher mit der Erforschung der Geschichte von Spitz und seiner Umgebung beschäftigte und seit 1937 eine Reihe von Beiträgen in der Zeitschrift „Das Waldviertel“ veröffentlichte, kam er

verhältnismäßig spät zur Kunst der Graphik. Er vermag zwar schon auf ein ansehnliches Werk von mehreren hundert Blättern zurückblicken, aber dies kam ohne fremdes Zutun und in wenigen Jahren zustande. Als der Fünf- undvierzigjährige aus der russischen Gefangenschaft nach dem zweiten Weltkrieg heimkam, begann er auf Anraten eines befreundeten Künstlers zu zeichnen. Er hatte sich von Anfang an dem Holzschnitt verschrieben, dessen klarer und bestimmter Ausdruck seinem ehrlichen Empfinden am nächsten kam. So brachte es Erich Schöner in kurzer Zeit zur Meisterschaft im Holzschnitt und ist heute weit über die Grenzen seiner engeren Heimat bei Kunstliebhabern bekannt.

Seine Bilder zeigen alle Arten von Gebrauchsgraphik, angefangen vom Exlibris bis zu Glückwunschkarten und familiären Mitteilungen. Sein ganzes Schaffen ist eindeutig von seiner Heimat her geformt, von einem Kunstempfinden, das vor allem in der einfachen Kunst des Volkes seine Wurzeln und seinen Nährboden sucht. Zweifellos kommt im Werk des Künstlers auch seine langjährige Beschäftigung mit heimischer Geschichte und Kultur zum Ausdruck, was sein Schaffen wesentlich geformt hat. Seine Motive findet er in unerschöpflicher Fülle in der Wachau, im Waldviertel, im Mühlviertel oder auch im Osttiroler Bergland. Seine subtile Kunst vermag den toten, ehrwürdigen Mauern neues Leben einzuhauchen. Die grauen, verwitterten, rissigen Quadern massiver Wacht- und Stadttürme, steil aufragende Wehrkirchen, klobige Bauernhöfe, wundervolle Klosterportale und laubengeschmückte Höfe sind neben wundervollen Blumenstudien seine liebsten Motive. Sie begegnen uns immer wieder in seinen Exlibrisblättern und teilweise kolorierten Holzschnitten.

Neben seiner Schultätigkeit und dem künstlerischen Schaffen fand er immer noch ein wenig Zeit, um Heimatforschungen zu betreiben und deren Ergebnisse in klarer und wissenschaftlich einwandfreier Form auf Papeie zu bringen. Er hat nicht nur in Generationen von Schülern die Liebe zur Heimat geweckt und vielen Kunstfreunden eine ehrliche Freude bereitet, sondern durfte auch das Glück erleben, in seiner Tochter Roswitha eine künstlerisch begabte Schülerin zu finden.

Wenn Schulrat Erich Schöner mit Ende dieses Jahres in den wohlverdienten Ruhestand als Schulmann tritt, so wird dies keineswegs das Ende seines Schaffens bedeuten. Ganz im Gegenteil, nun wird er sich endlich voll und ganz seiner geliebten Kunst und der Heimatforschung widmen können! Der Waldviertler Heimatbund und all seine Freunde danken dem Künstler für alles, was er der Heimat an Schönem und Gutem geschenkt hat. Die Schriftleitung der Zeitschrift schließt sich den zahlreichen Gratulanten an und hofft, daß Erich Schöner seiner Heimat in voller körperlicher und geistiger Frische noch lange erhalten bleibt.

Ad multos annos!

Walter Pongratz

Beiträge Erich Schöners in der Zeitschrift „Das Waldviertel“:

Die Kapelle der Pfarrkirche in Spitz und ihre Gründer (Jahrgang 10, 1937, Seite 19 ff.)

Die Befestigungsanlage der Wehrkirche St. Michael (Jahrgang N.F. 1, 1952, Seite 44 ff.)

Aus dem Lebens eines Wachauer Marktes im 16. Jahrhundert. (Jahrgang N.F. 2, 1953, Seite 1 ff.)

Die Plünderung und der Brand des Marktes Spitz im Jahre 1620 (9. Jahrgang, Neue Folge 9, 1960, Seite 97 ff.)

„Ad Spizzun“. (Jahrgang Neue Folge 15, 1966, Seite 107)

Kompositionskonzert Raimund Weissensteiner

Raimund Weissensteiner ist einer der bedeutendsten Komponisten Österreichs der Gegenwart. Er wurde am 14. August 1905 als Sohn eines Pulverfabrikanten in Hoheneich geboren. Die Untermittelschule besuchte er als Sängerknabe in Zwettl, dann trat er in das Seminar in Hollabrunn ein. 1924 maturierte er dort, studierte hierauf Theologie und wurde 1929 zum Priester geweiht. Schon in seiner frühesten Jugend war sein Interesse an der Musik sehr groß. In Wien lernte Weissensteiner bei angesehenen Kräften der Musikakademie. Besonders bildete er sich auf dem Gebiet der Kompositionslehre und des Klavierspiels. Durch eifriges Partiturstudium, von Beethoven bis Schönberg und Bartok erlernte er die Kunst des Instrumentierens. 1938 trat Raimund Weissensteiner als Professor für Harmonie und Formenlehre in die Wiener Musikakademie, Abteilung Kirchenmusik, ein. 1943 wurde er, der aufrechte Österreicher und Antifaschist, verhaftet und erst bei Kriegsende befreit. Seither lebt er in Wien, als Professor und Kaplan an der Votivkirche

Raimund Weissensteiner kann bereits auf ein reiches musikalisches Schaffen zurückblicken. Seit 1931 hat er neun prachtvolle Symphonien, 4 Oratorien, zahlreiche Orchesterwerke, Lieder und Chöre und zwei Liederzyklen. „Lieder eines Gefangenen“ und „Lieder eines Gottsuchers“ geschaffen. Das heutige Kompositionskonzert fand am 16. Feber im großen Wiener Konzerthausaal statt. Es spielten die Wiener Symphoniker unter der Leitung von Kurt Rapf. Der Gesangssolist war Otto Wiener, Bariton.

Das Konzert begann mit „Symphonischen Variationen über die erste Pythische Ode Pindars für großes Orchester“. Die anfänglich klassische Ruhe des Werkes wird gegen Schluß immer öfter durch ein sieghaftes Allegro der Blechbläser unterbrochen. Den Abschluß bildet ein gewaltiger Triumphmarsch voll heroischer Schönheit.

Die „Lieder eines Gottsuchers“ sind ein bereits älteres Werk Weissensteiners. Sie zeigen den Kampf und das Ringen um die Erkenntnis Gottes. Der Schluß ist ein Bekenntnis zur Größe Gottes. Gerade Weissensteiner als Priester besitzt für diese Komposition die notwendige innere Frömmigkeit. Otto Wiener, der Gesangssolist, erfüllte leider nicht die an ihn gestellten Anforderungen. Den glanzvollen Abschluß bildete die 7. Symphonie Weissensteiners. Sie entstand kurz nach dem Krieg und beinhaltet deshalb Sehnsucht nach dem Frieden und Flucht vor verderblicher Größe. Das Waldviertel hat Grund genug, auf seinen großen Sohn, Professor Raimund Weissensteiner, stolz zu sein.

Othmar K. M. Zaubek

Walter Schöpflin

Die kulturelle Entwicklung des Waldviertler Bauernstandes

Die kulturelle Entwicklung des Bauernstandes (aller europäischen Völker) hat sich in den letzten Jahrzehnten in einer Weise vollzogen, für die es kein geschichtliches Beispiel gibt. Sie ist in ihrem Ablauf ungemein interessant und aufschlußreich, zum Verständnis zahlreicher kulturhistorischer Erscheinungen, die sich daraus ergeben.

Im Österreichischen Bauerntum und besonders in dem des Niederösterreichischen Waldviertels, treten diese sehr klar und markant in Erscheinung. Selbst in dieser kurzen Betrachtung ist es wohl zweckmäßig, zuerst zum heutigen Begriff „Kultur“ an sich, Stellung zu nehmen.

Kultur und Zivilisation:

Noch nie ist der Begriff „Kultur“ so arg mißbraucht, falsch verstanden und angewendet worden, als in unseren Tagen, die durch eine besonders stürmische Entwicklung auf allen Gebieten des menschlichen Lebens gekennzeichnet sind.

Der Kulturhistoriker versteht unter Kultur eine sittliche Haltung und Einstellung des Menschen zum Leben, die schließlich zu einer gewissen Veredlung desselben führt. Diese entwickelt sich aus religiösen Anschauungen oder nationalen Eigenarten.

(Zum Beispiel: Christlich-abendländische, griechische, römische, germanische Kultur usw.) In Abwandlung, oder beinahe in einem Gegensatz dazu steht die „Zivilisation“, deren Hauptmerkmal die Befriedigung der Lebensbedürfnisse ist und mehr an Äußerlichkeiten in Erscheinung tritt.

Einer der bedeutendsten Kulturhistoriker unserer Zeit: Oswald Spengler (1880—1936) unterscheidet in seinem großen, geschichtsphilosophischen Werk „Der Untergang des Abendlandes“ ausdrücklich zwischen Kultur und Zivilisation, als die wichtigsten Erscheinungsformen des menschlichen Lebens und weist auf Grund der geschichtlichen Vergangenheit nach, daß die Zivilisation stets als Endphase einer Kultur auftritt. Die Zivilisation ist gleichsam das Ziel jeder Kultur, mit dessen Erreichung allerdings auch das Ende der jeweiligen Kultur selbst gegeben ist.

Diese Auffassung wird heute von fast allen Kulturhistorikern vertreten. Nach Spenglers Darstellung sind die abendländischen Kulturen seit geraumer Zeit in die Phase der Zivilisation getreten. Wir können feststellen, daß der Übergang von Kultur auf Zivilisation, der sich sonst über lange Zeiträume erstreckt, sich in den europäischen Kulturstaaten viel rascher vollzieht, als Spengler voraussagte. Vielleicht haben die Ereignisse des zweiten Weltkrieges beschleunigend gewirkt.

In den Vereinigten Staaten von Amerika ist, bedingt durch die geschichtliche Entwicklung, dieser Übergang in die Zivilisation schon viel früher und radikaler vor sich gegangen. Eine auf das höchste gesteigerte, ja sichtlich überspitzte Zivilisation wurde nach dem Krieg eifrig aus USA importiert. Vom „Amerikanismus“ ist allenthalben die Rede. Wir stehen mitten in einem gigantischen Umbruch und bekommen nicht nur die vorteiligen, sondern auch die reichlich nachteiligen Folgen einer hoch entwickelten Zivilisation deutlich genug zu spüren.

Im Strudel dieses Überganges, dem wir alle nicht zu entrinnen vermögen, werden nun vielfach Zivilisationserscheinungen als solche der Kultur angesehen so wird zum Beispiel die Reinlichkeit schlechthin als Hauptmerkmal der Kultur verstanden. Selbst der bekannte Psychoanalytiker Sigmund Freud, geht so weit, daß er buchstäblich den Seifenverbrauch direkt als Kulturmesser aufstellt. Diese zweifellos fälschliche Auffassung wird leider von vielen Zeitgenossen geteilt. Gewiß ist die Reinlichkeit auch immer eine Erscheinung jeder Kultur, aber das Wesentliche an ihr ist sie nicht. In der Zivilisation dagegen gehört sie zum Wesentlichen.

Wir müssen uns doch darauf besinnen, daß unsere Kulturwerte im Charakter der Menschen und nicht im Seifenverbrauch liegen. Nach den verschiedensten, literarischen Unterlagen und der eigenen Lebenserfahrung, könnte man etwa folgende, bündige Erklärung für Kultur und Zivilisation abgeben:

In der Kultur stehen vor allem irrealer, geistig-sittlicher und eine betont schöpferischer Tätigkeit, (meist in der Kunst), im Vordergrund des Lebens. Das höchste Ziel eines wahren Kulturmenschen ist: **Ein hoher Lebensinhalt, ein geschaffenes Werk, eine vollbrachte Tat!** Er ist für diese idealen Ziele zu jedem Opfer bereit und handelt auch nach Idealen und nicht nach materiellen Zweckmäßigkeiten. Der Lohn für diese Einstellung ist ein tiefes Glück, eine

innere Zufriedenheit. Ein Zustand nach dem wir uns im heutigen Zivilisationsleben mit seiner hektischen Hast und Unrast vergebens sehnen.

In der Zivilisation steht dagegen **ein möglichst hoher Lebensstandard** an der Spitze der angestrebten Ziele. Diese Einstellung wird heute doch wohl allgemein ganz laut und deutlich vertreten? Und dann empfindet der Zivilisationsmensch einen Zustand der Leere, wenn die Kette der Lebensgenüsse einmal unterbrochen wird.

Bauernkultur!

In allen Kulturen der Völker des Abendlandes sind schon frühzeitig ausgeprägte Bauernkulturen aufgetreten. Diese hatten unter sich viel Ähnlichkeit. Der Bauer als Menschentyp ist ja auch, gleichgültig aus welchem Landsmannschaft oder aus welchem Volk er stammt, ziemlich derselbe. Es prägte ihn die Eigenart seines naturverbundenen Berufes und eine besondere, geschichtliche Vergangenheit. Im bäuerlichen Bereich herrscht eine andere Welt.

Man bedenke, daß für diese Standesgruppe die Leibeigenschaft erst 1848 aufgehoben wurde, nach dem es ihr in den blutigen Bauernkriegen nicht gelungen war, ein Sklavenjoch abzuschütteln — und erst 1848 eine Gleichberechtigung — wenigstens in den wichtigsten Fragen, gegenüber den anderen Ständen erreicht wurde.

Von den vielen Definitionen Spenglers zum Kulturbegriff lautet eine wörtlich: „Eine Kultur beginnt, wenn ein Volk in seinem Daseinsstrom „in Form ist“, die in die Tiefe dringt“. In Form ist ein Volk nach dieser Darstellung, wenn ihm alle Lebensaufgaben, auch die gewagtesten, leicht und selbstgelingen. Dieses — in Form sein — löst jedoch einen Zustand der Harmonie aus, welcher dem Kulturvolk, bzw. dem einzelnen Kulturmenschen ein hohes Glücksgefühl erleben und dem Betrachter die Lebensform dieses Volkes anmutig erscheinen läßt. (Kultiviert!) Und eben diese Harmonie stellt sich uns, (gewiß nicht durch Zufall), im bäuerlichen Leben besonders deutlich vor.

Die Charakterzüge des Bauernmenschen, die sich von denen des Stadtmenschen oft wesentlich unterscheiden, treten typisch und markant hervor. Sie machen ihn in unseren Augen sympathisch, ja liebenswert. Die Schattenseiten sind unvermeidlich. So schlägt zum Beispiel die an sich vorteilhafte Beharrlichkeit in Dickköpfigkeit und Unzugänglichkeit um, wodurch die heute notwendig gewordene Aufklärungs- und Förderungstätigkeit sehr erschwert wird. Die vitale Energie kann sich zuweilen in Härte, Brutalität, ja Grausamkeit wandeln. Das Mißtrauen gegen alles Fremde und Neue (vielleicht ein Nachklang aus der Hörigkeitszeit), in Verschlossenheit, die Regsamkeit eines spitzfindigen Geistes, mit natürlicher Logik, in die sprichwörtliche Bauernschlauheit, die sich manchmal auch in's Skrupellose und Unreelle ausarten kann.

Typisch in allen Fällen eine Offenheit, aber auch Rauheit und Grobborstigkeit des Wesens, bedingt vielleicht vom Beruf, der Kraft, ja Härte vom Menschen verlangt. Andererseits aber oft eine führende Gemütsweichheit.

Dennoch aber hat ihn ein sehr harter Schicksalsweg durch zahlreiche vorteilhafte und hervorragende Eigenschaften zum wahren Kulturträger geformt. Hohe Sittlichkeit und Bescheidenheit, eine stets bekundete Ehrfurcht vor allen höheren Dingen und Werten, begründet durch eine festgefügte Gottesfurcht. Eine Beharrlichkeit, mit welcher an einmal für gut befundene Erkenntnisse, Einrichtungen und Gebräuche festhalten wird. Ein Konservatismus also, der vom Leben des Volksganzen gesehen, keineswegs nur nachteilig ist, sondern beträchtliche Vorteile in sich schließt. Seit jeher ist der Bauer der Erhalter und Hüter einmal errungener und bewährter Kulturgüter gewesen. Eine Besonnenheit bei allen Entscheidungen, die ihm fast eine adelige Note verleiht und, wenn es sein muß, ein heroischer Mut, der ihn zum guten Solda-

ten und zum unerschrockenen Kämpfer gegen die Naturgewalten macht. Schließlich ein Drang zur schöpferischen Tätigkeit, wie ja der Beruf selbst, die Urproduktionswirtschaft schöpferischer Art ist. Seit altersher hat er sich gerne künstlerisch versucht. Zur Selbstversorgung mit Nahrungsmitteln, kam diese der Bekleidung. Aber auch Möbelstücke aller Art, wurden vor gar nicht so vergangener Zeit mit Freude und Eifer selbst hergestellt. Zierat durch Schnitzwerk und Malerei kam immer noch dazu. Manche derartigen Erzeugnisse mit bäuerlicher Note hat später die städtische Bevölkerung übernommen. Bauernstube, bemalte Möbelstücke, Trachten. Sogar den Baustil seines Hauses, und Hofes hat der Bauer alten Schlags selbst bestimmt. Das Brauchtum nimmt im bäuerlichen Kulturleben einen breiten Raum ein. Religiöse Feiern und Feste, Volkstänze und die Pflege des Volksliedes. Sie alle sind durch das Fortschreiten der Zivilisation stark zurückgedrängt worden. Eine Berufsethik, wie sie sonst kein Berufsstand aufzuweisen hat und die Waldviertler Bauernschaft noch vor wenigen Jahrzehnten besonders auszeichnete, hat einer erschreckenden Landflucht weichen müssen.

Die Ablösung der Kultur durch die Zivilisation, Technisierung, Verdichtung des Verkehrs, Rundfunk, Fernsehen usw.) sie vollzieht für alle, auch in der städtischen Bevölkerung.

Den bäuerlichen Menschen aber hat sie förmlich überfallen! Er ist durch die Einwirkungen der Zivilisation in den letzten Jahrzehnten einer wesentlich umfangreicheren Wandlung unterworfen worden als der Städter, dessen ganzes Leben sich schon längst im Zeichen der Zivilisation abspielte. Ganz besonders aber ist die Bauernjugend von diesen Einwirkungen erfaßt worden. Sie wuchs meist bereits in eine andere Welt hinein und der Einfluß der Eltern, die Erhaltung des Althergebrachten, die ganze Kulturtradition ist zu einem großen Teil abgelöst worden von dem „Neuen“, dem „Städtischen“, von der Zivilisation! Mit unwahrscheinlicher Schnelligkeit hat ein Wandlungsprozeß stattgefunden, der jeden, der ihn erlebte, in Staunen versetzen, ja erschüttern muß! Der Großteil der Bauernjugend ist zwar noch nicht zu reinen Städtern geworden, der Bauerntyp aber, den wir von früher her kennen, dem sozusagen im Unterbewußtsein ein Plätzchen in unserem Herzen eingeräumt war, der ist es längst nicht mehr.

Zahlreiche Bauernsöhne sind durch den Militärdienst im Krieg weit in der Welt herum gekommen und haben ihren Gesichtskreis erweitert. Nach dem Krieg hat eine besonders intensive, fachliche Aufklärung, Schulung und Beratung eingesetzt. Die Mechanisierung, die Pflanzenernährung mit Mineraldüngern, die Tier- und Pflanzenzüchtung haben sich enorm ausgewirkt. Die Söhne haben tüchtig und erfolgreich zu wirtschaften begonnen und so den konservativen Geist der Väter zum Schweigen gebracht. Die Verstädterung des Menschen selbst geht weiter vor sich. Eine Entwicklung die niemand aufzuhalten vermag, mit der wir rechnen müssen, ob wir wollen oder nicht. Mit dieser Entwicklung geht aber auch unweigerlich das alte Bauerntum verloren und mit ihm ein Großteil der alten, bäuerlichen Kultur. (Spengler spricht von einem Sieg der Weltstadt über das Bauerntum.)

Es scheint, daß durch die Wechselbeziehungen in unserem menschlichen Leben, nichts, keine neuen Werte und Lebensvorteile zu erreichen sind, ohne sie mit dem Preis alter Werte zu bezahlen. Hier also die materiellen Werte und Vorteile der Zivilisation gegen die Werte einer durch lange Zeit organisch gewachsenen Kultur, mit ihren inneren Werten.

Nachdem heute die wirtschaftliche, aber auch die kulturelle Weiterbildung der heranwachsenden, bäuerlichen Jugend in die Hände von Förderungsorganen gelegt ist, erhebt sich die Frage: Was ist bei dieser Förderungstätigkeit zu tun, um die nachteiligen Folgen der krassen Zivilisation möglichst zu vermeiden? Es wäre vor allem bei der Erziehung der Landjugend darauf zu

achten, daß neben der gewonnenen fachlichen Tüchtigkeit, auch die alten, bäuerlichen Charakterwerte möglichst erhalten bleiben.

Es wäre möglichst zu verhüten, daß aus unserem Bauern ein amerikanischer Farmer wird, ein Mensch, der nur mehr ein landwirtschaftsbetreibender Städter ist, ein kaltblütiger Unternehmer, dem alle ethischen Begriffe, die bisher unseren Bauern auszeichneten, fremd sind.

(Die Erziehungsmethoden, wie sie an den dänischen Landjugendschulen geübt werden, geben ungefähr ein Beispiel dafür.)

Ein modernes, gesundes, tüchtiges, aber auch echtes und gesittetes Bauerntum zu erhalten, das ist das hohe, anstrebenswerte Ziel!

Literatur:

- 1) Verschiedene landwirtschaftliche Literatur, Fachartikel und Statistiken.
- 2) Franz Günther: Der deutsche Bauernkrieg.
- 3) Freud Siegmund: „Psychoanalyse“.
- 4) F. Teufelsbauer, (vormals Direktor des bäuerlichen Bildungsheimes Hubertendorf) Vorträge über bäuerliche Volksbildung.
- 5) Hamza Ernst, Dr. (vormals Direktor der landw. Schule Schärding am Inn.) Gespräche über Bauernkultur.

Nachtrag:

In einer Salzburger Rundfunksendung über das Thema der bäuerlichen Kultur wurde die traurige Tatsache festgestellt, daß altes bäuerliches Kulturgut durch das „Moderne“ brutal verschüttet, ja ausgerottet wird.

Ich war erstaunt, wie sehr der Inhalt dieser Sendung gerade die Erscheinungen und Umstände aufzeigt, die ich mir in der kurzen Besprechung über den Stand der bäuerlichen Kultur darzustellen erlaubt habe. Das Kind wird nicht beim Namen genannt.

In der letzten Zeit habe ich auch eine ganze Anzahl von Zeitungsartikeln gesammelt, die sich ebenfalls mit diesem Thema befassen, aus der Feder von Intellektuellen, aber auch von bäuerlichen Menschen. Man redet da zumeist um den Brei herum ohne die wirkliche Ursache ins Licht zu stellen.

400 Hektar für „steinreiche“ Bauern

„Zehntes Bundesland“ durch „Findlings Sprengungen“ gewonnen

Auch im vergangenen Jahr haben sich die „steinreichen“ Bauern des oberen Waldviertels nach Kräften bemüht, ihren unerwünschten Reichtum loszuwerden. Überall wurden im Frühherbst und Winter in den Bezirken Groß-Gerungs, Weitra, Gmünd, Litschau und Ottenschlag die großen Steinblöcke gesprengt, die jede Arbeit auf den Feldern sehr behindern. Insgesamt konnten auf diese Weise 400 Hektar Ackerland von Findlingen geräumt und für das „zehnte Bundesland“ gewonnen werden.

Aus den Sprengungen der „Findlingssteine“, wie der Volksmund die großen Granitblöcke bezeichnet, haben sich im vergangenen Jahr insgesamt 1400 Interessenten beteiligt.

Auf den Wiesen bleiben die Steine meistens liegen; diese Flächen werden aufgeforstet. In den Naturparks ist man bestrebt, die Findlinge und die bekannten „Wackelsteine“ zu erhalten, denn sie gehören ja zum Landschaftsbild. Im Jahre 1965 mußten die „steinreichen“ Waldviertler Bauern tief in ihre Geldbörse greifen: für die Sprengungen hatten die Interessenten selbst 1.246.934 Schilling an Beiträgen zu leisten, die gleiche Menge Geldes steuerte auch die niederösterreichische Landeslandwirtschaftskammer bei.

Schwierigkeiten bereitet vor allem der Abtransport der gesprengten Gesteinsmassen, den die Bauern selbst besorgen müssen. Die Steine werden

entweder zu Wegbauten oder zur Steinrainagierung verwendet, manchmal auch zum Bau von Wohn- und Wirtschaftsgebäuden.

In diesem Zusammenhang sei nachdrücklichst darauf hingewiesen, daß es sich hier um keine echten „Findlinge“, wie im Norden Europas handelt (Gletschergeschiebe), sondern um aus dem Boden herausgewittertes Urgestein.

Ausstellung:

Niederösterreichisches Gemeindewappen aus alter und neuer Zeit

Nach der neuen niederösterreichischen Gemeindeordnung vom 1. Jänner 1966 sind nun endlich alle Gemeinden im Lande — nicht nur Städte und Märkte — wappenfähig. Dieses Faktum in seiner hohen Bedeutung für die österreichische Gemeindeheraldik überhaupt richtig erkennend, andererseits aber die nunmehr wappenfähigen Gemeinden gleichsam belehrend, hat das Niederösterreichische Landesarchiv im Niederösterreichischen Landesmuseum eine kleine heraldische Sonderschau eingerichtet. Die Ausstellung war vom 4. März bis zum 21. April 1966 zugänglich.

Von den 1600 niederösterreichischen Gemeinden besitzen insgesamt 365 ein Wappen. Von diesen Gemeinden haben etwa zwanzig Wappenbriefe, die vor 1800 erflossen sind, fünfzehn davon sind auf der Ausstellung zu sehen: Wr. Neustadt (1452), Krems (1463), Dürnstein (1476), St. Pölten (1487), Herzogenburg unterer Markt (1506), Stockerau (1514), Stronsdorf (1514), Traismauer (1517), Piesting (1533), St. Pölten (1538), Herzogenburg oberer Markt (1548), Persenbeug (1567), Senftenberg (1583), Wang (1635), Schwechat (1698). Weitere sechs Originalwappenbriefe stammen aus dem 20. Jahrhundert. Das durch die Ausstellung gleichsam angekündigte Niederösterreichische Wappenbuch wird sich noch mit den teils im Original, teils in Abschriften überlieferten Wappenbriefen, Perchtoldsdorf (1406), Hainburg (1451), Krems (1435), Mödling (1438), Mautern (1467), Baden (1480), Oberhollabrunn (1525), Scheibbs (1537), Weitra (1566) und den fraglichen Verleihungen an Marchegg (1408?), Schottwien (1460) und Stadlau (1599) befassen müssen.

Unter den dargebotenen Originaltyparten verdienen die von Melk, Herzogenburg, Schottwien (1460), Wiener Neustadt (1458, 1559, 1560), Ybbs, Mödling und Haugsdorf Erwähnung. Leider sind die Stücke nicht näher bestimmt, selten sind sie datiert. Die prachtvollen Behältnisse der Wiener Neustädter Siegel wären wohl mit zu exponieren gewesen. Auch wäre es zu empfehlen gewesen, dem jeweiligen Typar auch einen Abdruck beizugeben. Dankenswert hingegen ist die Exponierung von Originalurkunden — wie etwa die des Stiftes Admont von 1263 mit dem Siegel der Stadt Wiener Neustadt —, welche die originalen Siegel „in situ“ zeigen.

Ehrenringe von sechs Gemeinde, eine Ehrennadel und gar das Ehrenzeichen der Stadt Krems runden das Bild zeitgenössischer Kommunalheraldik. Die St. Pöltner Bürgermeisterkette stammt aus der Schuschnigg-Aera und trug ursprünglich die Embleme des „Stände-Staates“. Erst in den Fünfzigerjahren ersetzte man dieselben durch die Wappen der historischen Grundherrn der Stadt. Das St. Pöltner Stadtrichterschwert darf als ausgezeichnetes Beispiel für die angewandte Heraldik des 16. Jahrhunderts (1597) gelten. Auch der Scheibbs' Richterstab (1701) ist mit dem Gemeindewappen geziert. Zur Marktfahne von Traismauer (1458 ?) hätte sich eine ebensolche aus Scheibbs (1666) gesellen können. Eine Schützenscheibe aus Scheibbs (1758) demonstriert heraldisch-alegorische Volkskunst des 18. Jahrhunderts. Man merkt an diesem Beispiel so recht, wie arm es um diese Sparte der Kunstübung im 20. Jahrhundert steht. Was die Ausstellung für „Volkskunst“ ausgibt, ist bestenfalls heraldische Industrie . . .

An den beiden Schmalseiten des Raumes sind moderne Stadtfahnen zu sehen. Wenige davon entsprechen den Forderungen guter heraldischer Kunst

oder auch nur den Regeln der Wappenkunde. Gerade aber dieser Umstand zeigt, wie notwendig gerade zum gegenwärtigen Zeitpunkt eine solche Ausstellung ist. Man hat Veranstalter und Bearbeiter dafür zu danken!

Dr. Franz Gall

BEZIRK KREMS

Ausstellung König Richard I. Löwenherz von England (1157—1189—1199) in den historischen Gebäuden der Winzergenossenschaft Wachau in Dürnstein vom 20. Mai 1966 bis 9. Oktober 1966

Die König Richard Löwenherz-Ausstellung soll an die Rolle Dürnsteins und des Geschlechtes der Kuenringer erinnern, welche diese im Zuge der welt-historischen Vorgänge um die Gefangennahme des englischen Königs gespielt haben, der natürlich im Mittelpunkt der Darstellung steht. Die ansprechende Sage von dem treuen Troubadour Blondel, der seinen Herrn lange suchte und schließlich auf Dürnstein/Wachau gefunden haben soll, muß ja in den Bereich schöner Erfindung verwiesen werden.

Begreiflich ist aber, daß sich Dichtung und Musik im besonderen mit diesem Thema befaßt haben. Ja, der Romantik waren die Burgen Trifels und Dürnstein/Wachau noch zu wenig; auf einem Gemälde tritt Blondel sogar im Feldlager bei Akkon im Kreise zahlreicher Zuhörer vor Königin Berengaria, der Gemahlin Richards, als Sänger auf.

In dem historischen, 1715 vollendeten „Keller- oder Chorherrenschlüssel“ und im 1720 erbauten riesigen Preß-Haus werden die Zeugen zur Geschichte des Löwenherz und der Landschaft Wachau, die mit Dürnstein durch das Geschlecht der Kuenringer enge verbunden war, versammelt sein.

Dieses „Kellerschlüssel“ ist an sich eine bedeutende, den wenigsten bekannte Sehenswürdigkeit barocker Architektur. Über Auftrag von Propst Hieronymus Übelbacher (Hollabrunn 1674—1710—1740 Dürnstein), dem Erneuerer des Stiftes Dürnstein, wohl von Jakob Prandtauer erbaut, erhielt das zierliche, giebelgeschmückte Gebäude von kreuzförmigem Grundriß noch einen höchst originellen Wandschmuck in Gestalt großer meist nach Gemälden namhafter Meister gestochener Thesenblätter, die von hunderten kleinen Handzeichnungen umrahmt werden; diese hatte Propst Übelbacher in jahrzehntelanger Sammeltätigkeit planmäßig zusammengebracht.

Besonders bemerkenswert sind einmal die 177 lavierten Federzeichnungen nach religiösen Themen im großen Saal, vermutlich die ersten bekannten Werke des Martin Johann Schmidt, dessen Talent ja von Übelbacher entdeckt, und durch den in Dürnstein tätigen Maler Johann Gottlieb Starmayr ausgebildet wurde. Zum anderen sind es die hiezu im Gegensatz stehenden Stichfolgen weltlichen Inhalts, große Seltenheiten der Graphik, die aber leider infolge ihres schlechten Erhaltungszustandes nicht mehr vollständig angebracht werden konnten. Ihre Darstellungen betreffen meist heitere Allegorien auf alles Mögliche mit nicht immer ganz sauberen Versen; ferner Chinoiserien, Militär- und Reitkunst, vor allem den edlen Wein. Das „Kellerhaus“ wie man dieses Schmuckkästchen der Wein- Gartenarchitektur bescheiden nannte, obwohl es in vieler Hinsicht ein Unikum darstellt, war ja ausschließlich dem Vergnügen vornehmer Geselligkeit beim Genuß des Weines gewidmet. Diese Bestimmung hat Propst Hieronymus in zwei, auch kulturhistorisch interessanten, vom Maler Anton Umsinn 1718 gemalten Poemen festgehalten („Wein über alles“); ebenso zeigt ihn das Giebelfresko von 1714 in Gesellschaft der Künstler und des Gutsherrn von Dürnstein, Grafen Starhemberg beim Kartenspiel und Becherklang.

Die Decken des Saales und der beiden anschließenden Räume tragen allegorischen Fresken- und Stukkoschmuck von verschiedenen Händen; die Jahrzahl 1715 weist die Fertigstellung des Schlüssels auf, dessen Wandschmuck aber nicht vor 1735 fertiggestellt worden sein kann.

Im Sommer 1720 ließ Propst Übelbacher das große Preßhaus errichten, während mit dem Bau der ausgedehnten Kelleranlagen bereits sein Vorgänger Prälat Godefrid von Haslingen (1692—1710), ein Wiener aus St. Dorothea, schon 1693 Jakob Prandtauer beauftragt hatte; dieser übernahm damals mehrere gleichartige Vorhaben zur Ausführung, wie die Kelleranlagen in Wielandsthal, Haitzendorf am Kamp u.a.

1702 war dieser erste Abschnitt, 1719 die ganze unterirdische Anlage vollendet, deren gewaltigen Gewölbe uns noch heute Bewunderung abnötigen.

Das Ausstellungsmaterial wird nun so verteilt, daß im „Preßhaus“ die Dokumentation in Gestalt von großen Fotomontagen, Karten und Stammbäumen, sowie die Waffen untergebracht sind, während im Schlüssel in Originalen und Fotokopien die Materialien zur Geschichte Richard Löwenherz sowie seiner Würdigung in Dichtung und Musik, ferner zur Geschichte der Kuenringer und der Stadt sowie Burg Dürnstein und schließlich die neuere hierzulande so gut wie unbekannte Literatur zum Gegenstande Platz finden werden.

Die Dokumentation — als wichtigster Teil der historischen Darstellung — bringt die großen Grabmäler des Löwenherz und seiner Ahnen in der ehrwürdigen Benediktinerabtei Fontevrault (unweit der mittleren Loire), die Reichsburg Trifels in der Pfalz, bemerkenswert als Aufbewahrungsort der Reichskleinodien, und die Burgen Chalus und vor allem Gaillard, das von Richard Löwenherz erbaut, in seiner Lage über der unteren Seine eine große Ähnlichkeit mit Dürnstein/Donau aufweist. Dieses selbst wird vor allem in einer Reihe von älteren Ansichten dargestellt werden, die uns nur immer wieder zeigen, wie unnötig weit fortgeschritten der Verfall dieses „Hauses“ ist.

Wenn, Dank der Förderung durch das französische Kulturministerium, die originale Blei-Kassette aus dem Schatz der Kathedrale von Rouen auf der Löwenherz-Ausstellung gezeigt werden kann, in der einst das Herz des heldenmütigen Königs beigesetzt worden war, so eröffnet diese zeitliche Rückkehr Richards nach Dürnstein an der Donau vielleicht so recht den Blick auf die großen Zusammenhänge in die sein Schicksal verflochten war, in welchem Österreich und Dürnstein mit den großen Mächten der Zeit als Freund oder Feind verbunden war.

Hofrat Dr. Fritz Dworschak

Maria-Grengg-Gesellschaft gegründet

Sitz in Krems, Präsident und Schriftführerin aus der Wachau

Im Marmorsaal der n.ö. Landesregierung wurde am 27. April die Maria-Grengg-Gesellschaft gegründet. Sie hat sich zum Ziel gesetzt, das Andenken an die große Künstlerin wachzuhalten und zu vertiefen. Durch Leseabende, Vorträge, Vertrieb und Herausgabe kleinerer Mappenwerke und des literarischen Nachlasses sowie durch verschiedene kulturelle Veranstaltungen im Rahmen dieser Vereinigung soll dieser Zweck erreicht werden. Da die Geburtsstätte der Dichterin in Krems-Stein war und sie immer mit der Donau verbunden blieb, wurde als Sitz der Gesellschaft die Stadt Krems bestimmt.

Archivdirektor Dr. Harry Kühnel wurde zum Präsidenten, Dozent Otto

zum Vizepräsidenten, Dr. Elisabeth Keller zur Schriftführerin und die Nichte der verstorbenen Künstlerin, Dr. Edith von Brier zur stellvertretenden Schriftführerin gewählt.

Hauptaufgabe soll die Pflege und Wahrung des künstlerischen Nachlasses sein. Durch Abhaltung von Ausstellungen und Lesungen, durch Herausgabe von Mitteilungen, in denen auch kleine, bisher noch nicht veröffentlichte Kostbarkeiten, z. B. aus dem gezeichneten Hausbuch, den zahlreichen in- und ausländischen Freunden der verstorbenen Künstlerin zugänglich gemacht werden sollen, wird die Verbreitung der Aquarelle, Graphiken und Bücher erfolgen.

Alle Interessenten, insbesondere Freunde Maria Grenggs, werden gebeten, sich bei Archivdirektor Dr. Kühnel, Kulturamt der Stadt Krems, Tel. 25 10, oder bei Frau Dr. Keller, Postfach 100, Krems, Tel. 27 73 zu melden.

Sanierungsarbeiten am Rathaus in Krems

Vor einigen Wochen ist mit den letzten Sanierungsarbeiten am Kremser Rathaus begonnen worden.

Die starken Mauern und Gewölbedecken im Breiche dieser Räume weisen zahlreiche Risse und Sprünge auf, weil die Außenmauer an einzelnen Stellen in Bewegung geraten ist, was durch beulenartige Ausbuchtungen an der Außenfassade durch jedermann festgestellt werden kann.

Bei der Freilegung der Gewölbedecken wurde festgestellt, daß bei früheren Umbauten zur Verstärkung dienende zusätzliche Gewölbegurten unterbrochen wurden und daher die Last der darüberbefindlichen Mauer zu den vorerwähnten Schäden geführt hat.

Zur Sicherung der Außenmauer während des Einbaues der Eisenschließen wurden Pölzungen durchgeführt. Sobald die Sicherungsarbeiten im Inneren des Gebäudes abgeschlossen sind, werden diese Stützen wieder entfernt und die Außenfassade des Rathauses wird wieder hergerichtet und neu gefärbelt.

Vortrag von Archivdirektor Dr. Harry Kühnel in Salzburg

Über Einladung des Stadtvereines Salzburg hielt Archivdirektor Dr. Harry Kühnel im Rahmen der Vollversammlung dieser Vereinigung einen Farblichtbildervortrag mit dem Titel „Altstadtsanierung — Beispiel Krems“. Es wurden hiebei die Bemühungen der Stadt Krems hervorgehoben, die sich zunächst nur auf die Denkmalpflege beschränkten, wobei aber durch die großzügige Aktion zur Pflege des Kremser Stadtbildes erhebliches geleistet werden konnte. Da sich aber eine Revitalisation nicht allein auf Fassaden und Dächer beschränken konnte und durfte, ging man sehr bald dazu über, einige Objekte in Angriff zu nehmen, die den kunsthistorischen Bestand bewahrten, im Inneren aber moderne hygienische Wohnverhältnisse schufen.

Stein: Urbanisches Seminar wird gegründet

Der Verein zur Förderung der Erneuerung von Krems, tritt nach dem vielbeachteten Symposium wieder mit einem aufsehenerregenden Programm in die Öffentlichkeit. In dem Bestreben, die Altstadt von Stein mit neuen Funktionen zu erfüllen, soll vor allem in der toten Saison im Frühjahr und Herbst ein permanentes Seminar ins Leben gerufen werden, das sich mit urbanistischen Fragen im weitesten Sinn beschäftigt. Der Gedanke scheint noch durch die Tatsache zu gewinnen, daß es bisher in Österreich diesbezüglich keine geeignete Informationsstelle gab.

Der Aufbau des Seminars soll schrittweise erfolgen. Eingeleitet wird es mit

einer Vortragsreihe, zu der bereits namhafte Wissenschaftler und Praktiker aus dem In- und Ausland gewonnen wurden. Die erste Vortragsreihe ist bereits in groben Zügen festgelegt. Das Programm wird demnächst veröffentlicht.

Den Auftakt zu dieser Vortragsreihe gibt Dozent Dr. Hans Strotzka aus Wien, der über das Thema „Stadtplanung und Sozialpsychiatrie“ sprechen wird. Dozent Doktor Strotzka ist auf diesem Gebiet vor allem über die Grenzen Österreichs bekannt geworden.

In weiterer Folge werden im Rahmen des Seminars unter anderem Verkehrsprobleme, architektonische Probleme, Probleme der Städteplanung, der Denkmalpflege, der politischen Sozialarbeit behandelt. Namhafte Wissenschaftler und Praktiker wie Prof. Holzmeister, Prof. Bodzenta, Prof. Wurzer, Professor Frodl, Ministerialrat Langer-Hansl um nur wenige zu nennen, haben bereits zugesagt. Auch aus dem Ausland werden mehrere namhafte Fachkräfte erwartet.

Vorerst werden die Vorträge im Sitzungssaal des Steiner Rathauses abgehalten. Für künftighin ist allerdings geplant, das Mazettihaus auszumieten und als ständigen Sitz des Seminars einzurichten.

BEZIRK GMÜND

Filmpreis

Der vom Inhaber der Wiener WDS-Filmproduktion Helmut Pfandler, einem geborenen Gmünder, hergestellte Kultur- und Dokumentarfilm „Der Weg bis morgen“, der die Geschichte der Milcherzeugung vor etwa 10.000 vor Christi bis heute in Farben bringt, wurde beim 4. Internationalen Agrarfilm-Wettbewerb Berlin 1966 mit der „Goldenen Ähre“ ausgezeichnet.

Groß-Pertholz:

Mit Ende Mai des Jahres wurde in Groß-Pertholz das erste Moorbad des Waldviertels eröffnet. Ein modernes Kurhaus unter der Leitung von Dr.-med. Hans Margreiter, steht den Kurgästen zur Verfügung. Wir werden demnächst einen ausführlichen Bericht über Österreichs jüngstes Bad bringen.

Natursteinausstellung mit Entwürfen aus Schrems

Bei der kürzlich in Wien stattgefundenen Ausstellung über die Natursteine Niederösterreichs wurden auch zahlreiche Abbildungen von Granitreliefs gezeigt, deren Entwürfe aus der Landesberufsschule in Schrems stammen.

Es seien hier erwähnt aus Schrems selbst das Jägermarterl, das Kriegerdenkmal, die neue Schule, die Portale an der Sparkasse, am Bezirksgericht und am Pfarrhof. Gezeigt wurden ferner auch eine Wanduhr aus Granit, eine Leihgabe des Technischen Rates Widy, ein Taufstein und ein Schachbrett aus verschiedenen Graniten und Syeniten. Auch das Kriegerdenkmal auf dem Heldenfriedhof in Waidhofen an der Thaya, nach einem Entwurf von Bildhauer Carl Hermann, ist aus Schremser Granit!

Am Eingang zur Ausstellung war auch ein Mosaik aus verschiedensten Natursteinen zu sehen, das die Burg Heidenreichstein darstellt. Der Entwurf stammt vom akademischen Maler Leo Dohnal aus Gmünd.

Das Bild des Monats:

Als „Bild des Monats“ war im Mai im Gmünder Stadtmuseum „Maria mit dem Kinde“ von Albrecht Dürer (1471—1528) zu sehen.

Albrecht Dürer, der bedeutendste deutsche Maler, wurde als Sohn eines Goldschmiedes zu Nürnberg geboren. Von einigen Reisen abgesehen, schuf und wirkte er zeitlebens in seiner Vaterstadt. Zweimal weilte er in Italien (Venedig), wo er in der Kunst der Renaissance den Weg aus dem Überschwang gotischer Ausdrucksfülle zu Klarheit und Ruhe der Form, zu Harmonie von Farbe und Aufbau des Bildes suchte.

Durch Dürers Schaffen zieht sich ein wahrer Reigen von Mariendarstellungen, in Tafelbildern, Aquarellen, Zeichnungen, Holzschnitten und Kupferstichen huldigt er die jungfräuliche Gottesmutter. Ja selbst im Tagebuch seiner niederländischen Reise (im letzten Jahrzehnt seines Lebens) findet sich manches Wort zu ihrem Lobpreis.

Das Wiener Kunsthistorische Museum verwahrt als kostbaren Schatz Dürers „Maria mit dem Kinde“, eines der innigsten Madonnenbilder. Der knapp bemessene Bildausschnitt schafft eine vertrauliche Nähe, indes der dunkle Hintergrund alle Feinheiten der Malerei zur Geltung bringt: die Falten und Fältchen des duftig gemalten Schleiers, mit einer Vielfalt abgestufter Farbtöne, die blonden Flechten, die darunter hervorquellen und die Kräusellocken des Knaben. Die Strenge der Gotik ist dem weichen Fluß der Linien gewichen, die farbenfrohe Buntheit dem wohltonenden Dreiklang von Fleischfarben, Blau und Gelblichgrau. Die unnahbare Majestät alter Ikonen und mittelalterlicher Andachtsbilder ist in lebensnaher Menschlichkeit aufgegangen. Ein liebliches junges Weib, das in selig verhaltenem Mutterglück im Anblick des Kindes versunken ist — Sinnbild heiliger Mutterschaft. Die durch den Tod ihres Sohnes unser aller Mutter ist, neigt sich auch uns in Barmherzigkeit zu.

„Die einst das heilig Kind geboren,
o sieh uns all in Sünd verlorn,
Du aller Mütter Krone.“

(Hermann Claudius)
Dr. G. L.

„Als „Bild des Monats“ war im Schaukasten des Museums in Gmünd I, Stadtplatz 34, im April der „Boulevard Montmatre in Paris“ von Camille Pissarro (1830 — 1903) ausgestellt.

Camille Pissarro wurde 1830 in Saint Thomas auf den Antillen geboren und starb 1903 in Paris. Obwohl er schon von Jugend auf Maler werden wollte, gab er zunächst dem Drängen seines Vaters nach und trat in dessen Geschäft ein, das er später übernehmen sollte. In der Freizeit benutzte er jede Gelegenheit, sich im Zeichnen und Malen weiterzubilden. Mit 25 Jahren kehrte er nach Paris zurück, wo er bereits seinerzeit seine Schulbildung erworben hatte, um sich nun ganz der Kunst zu widmen. Mit Manet, Renoir, Cézanne und anderen jungen Künstlern wurde er der Begründer des Impressionismus, jener „Kunst des Eindrucks“, die alle Zufälligkeiten im Wechselspiel von Licht und Farbe festzuhalten sucht.

Cézanne sagt von ihm: „Pissarro hat sich von allen Malern am meisten der Natur genähert“. Er ist in der Tat nicht müde geworden, die Straßen von Paris und die Landschaft der Umgebung mit ihren Dörfern und Feldern in den vielfältigen Stimmungen der Tages- und Jahreszeiten zu beobachten, wie Skizzen, Aquarelle und Ölbilder bezeugen.

Wenige Jahre vor seinem Tode entstand das Bild des Boulevard Montmatre, einer der Hauptstraßen von Paris. Es ist ein Spätnachmittag. Unter den früh-

lingsgrünen Bäumen drängen die Menschen und fahren die Wagen. Hoch ragen die Häuser mit den vielen Schornsteinen, die letzten Sonnenstrahlen malen lange Schatten und heben die hellen Wolken in rosiges Licht. Lebendige Unmittelbarkeit der Darstellung und die kraftvolle, warmgetönte Farbigkeit bestimmen den malerischen Wert des Bildes.

Dr. G.L.

BEZIRK ZWETTL

Schloß Ottenstein wird Museum

Das Niederösterreichische Landeskulturreferat wird demnächst beginnen, im Schloß Ottenstein an den Stauseen ein großes niederösterreichisches Burgenmuseum einzurichten. Die Gestaltung dieser neuen musealen Sehenswürdigkeit soll nach den Anweisungen und Plänen des bekannten Burgenspezialisten Professor Felix Halmer erfolgen. Halmer gilt international als Bahnbrecher der modernen Burgenforschung.

In dem Museum sollen unter anderem die wichtigsten niederösterreichischen Burgen in Modellen ausgestellt und die Burgensysteme an Hand von Plänen veranschaulicht werden.

Atomzentrum in Göpfritz an der Wild

Schon ganz konkret sind die Pläne für das Atomzentrum bei Göpfritz im Waldviertel, wo die Europäische Kernforschungsorganisation (CERN) die größte „Teilchenbeschleunigeranlage“ der Welt errichten will. Unterrichtsminister Dr. Piffl-Percevic und vier international anerkannte österreichische Physiker berichteten in einer Pressekonferenz über die in ein entscheidendes Stadium getretenen Vorarbeiten zu diesem gigantischen Atomzentrum, das nicht nur das Waldviertel, sondern ganz Österreich auf dem Gebiet der Kernforschung in den Mittelpunkt des Weltinteresses rücken würde.

Wer rettet das Schloß Schwarzenau?

Der einst so berühmte Besitz des Herrn von Kammeregge und späteren Besitzer Pilgrim von Mühlbach, Schloß Schwarzenau, ist dem Verfall ausgeliefert.

Das alte Schloß wird geschichtlich im Jahre 1150 erstmals genannt. Ab dem 12. Jahrhundert wechselten die Besitzer des Schlosses sehr rasch. Der Neubau des Stammsitzes der Herren von Streun entstand gegen Ende des 16. Jahrhunderts; die Jahreszahl 1593 bei der gemalten Sonnenseite am Südturme dürfte jedenfalls den Zeitpunkt der Vollendung des gewaltigen Baues angeben. Dieser Bau wurde in seiner ursprünglichen Art bis ungefähr 1850 erhalten.

Dem Grafen Dolheim, der ein sehr kunstsinniger Mann gewesen sein muß, haben wir es zu verdanken, daß das Schloß heute ein Museum von Stuckarbeiten ist. Die Hauptfront ist ein langgestreckter, zweistöckiger Bau, der durch Steingesimse gegliedert ist. In Rundbogennischen stehen die lebensgroßen Sandsteinstatuen der Gerechtigkeit, der Stärke, des Hermes und der Athene. An beiden Seiten dieses Traktes stehen zwei mächtige Türme. An Gemälden sind im Schloß das Porträt der Kaiserin Maria Theresia aus dem Jahre 1760 und das Bildnis eines Feldherrn aus dem Jahre 1734 erwähnenswert.

In den Jahren 1938 bis 1945 ging das Schloß in den Besitz der deutschen Ansiedlungs-GmbH. über und wurde nach dem Zusammenbruch des deutschen Reiches vom Jahre 1945 bis 1962 als deutsches Eigentum verwaltet.

1962 erwarb Prinz Thurn und Taxis das Schloß und verkaufte es nach zwei Jahren an Dr. Watzal aus Wien. Dr. Watzal trägt sich seit kurzem mit dem Gedanken, die Schloßkapelle zu restaurieren und nach dem verstorbenen amerikanischen Präsidenten — Kennedy — zu benennen.

Kunstgewerbe in Zwettl

Ein völlig neues und in seiner Eigenart unvergleichbares Kunstgewerbe aus Zwettl zeigte sich vor Weihnachten 1965 erstmals in einer bescheidenen Ausstellung im ehemaligen Gemeindegemeinschaftssaal der Öffentlichkeit. Diese Premiere kann wohl als sehr gelungener Auftakt für die heimische Initiative angesehen werden, denn Besucher, Ankaufe und vor allem Anerkennungen aus den verschiedensten Interessentenkreisen deuten auf die erfolversprechende Zukunft dieses Unternehmens.

Die ausgestellten Bilder erwecken zunächst den Eindruck von wirkungsvollen Mosaiken und fallen durch eine plastische, modellierte Formgebung auf. Diese mosaikartigen Reliefs zeichnen sich durch dezente leuchtende Farbeffekte aus und zeigen reizvolle und expressive Formen von naturalistischer, ornamentaler und abstrakter Prägung.

Die teils breiten, teils langgestreckten rechteckigen Bilder benötigen keinen Rahmen und dienen als souveräne Dekoration für die neuzeitliche Wohnkultur wie auch für öffentliche Bauten im Innen- und Außenbereich, Sakralbauten mit eingeschlossen.

Der neuartige Effekt der Kompositionen wird durch heimische Minerale erwirkt. Waldviertler Kristallmarmor aus Hartenstein liefert weiße, rosa und gelbe Tönungen, Salzburger Marmor leuchtet in angenehmer roströter Farbe und eine differenzierende und komplimentäre Farbwirkung erzielt der hellgrüne bis schwarze Serpentin aus dem Burgenland. Diese Steine werden für die Arbeit einzeln gesprengt, geschnitten oder gefeilt, aber auch als Split der Körnungen 00 bis 12 verwertet. Die zubereiteten Steinchen und Splitter werden in das auf der Grundfläche aufgetragene Kleberbett gelegt, gesetzt, gestreut oder aufrecht gestellt.

Die kristallisch schimmernden und glitzernden Minerale führen die schaffende Hand zu ganz neuen Impulsen und erwirken subtile, bizarre und monumentale Schöpfungen. Der Stein, den die Natur im Waldviertel scheinbar willkürlich durch die mannigfaltigen Erosionen zu abstrakten Kolossalfiguren formte, wies gerade in seiner Heimat zu einem neuen kunstgewerblichen Zweig.

Der Weg bis zur erfolgreichen Auswertung war lang und beschwerlich. Es gab bisher keinen geeigneten Kleber, der es ermöglichte, Minerale auf vertikaler Ebene so zu befestigen, daß damit allen Beanspruchungen standgehalten werden konnte. Die herkömmlichen Techniken des Mosaikens waren hierfür gänzlich unbrauchbar.

Das Ausgangsmaterial bildete der „Sinmast“- Kunstharzkleber, ein europäisches Patent, welcher mit langjährigen Erfolgen im Baugewerbe, Straßen- und Brückenbau, Kraftwerksbau, ja selbst im Schiffsbau verwendet wird. Durch eine individuelle Weiterentwicklung, die zwei Jahre dauerte, konnte die „Steintechnik“ zum Erfolg geführt werden. Diese Technik ist mustergeschützt und der Kleber, der die Voraussetzung schafft, ist patentiert.

Der Kleber verbindet den Stein mit der Grundfläche, die aus jedem Stoff wie Holz, Eisen, Glas, Eternit u.a. sein kann, so intensiv, daß er allen wie immer gearteten Ansprüchen gewachsen ist. Dieser Klebstoff ermöglicht auch gleichzeitig eine Tiefenkonservierung der Oberfläche, wodurch die Leuchtkraft und Farbigekeit des Steines gehoben und außerdem die Resistenz gegen Staub, Wasser, Öl und Chemikalien geschaffen wird. Das Material ist völlig hitze-, frost- und lichtbeständig und verhindert die Versprödung. Alle diese Eigen-

schaften ergeben weitläufige Anwendungsmöglichkeiten auf verschiedensten Gebieten.

Die Werkstätte in Zwettl ist der Firma Merkulith angeschlossen und schafft vor allem künstlerische und kunstgewerbliche Arbeiten. Die erste Ausstellung enthielt interessante Schöpfungen, von welchen „Komposition in Stein“, „Vogelflug“, „Gesichter“, „Impression“, „Paradiesvogel“, „Fantasieblumen“, „Madonna“, „Christophorus“, „Pferdekopf“ besonders hervorgehoben zu werden verdienen. Die Auswertung auf kunstgewerblichem Gebiet zeigte gefällige Vasen, Tischlampen, Spiegelrahmen, Übertöpfe und andere Ziergegenstände. Die Schau selbst wurde durch heimische Holzschnitzereien aufgelockert.

In Wien und Salzburg sind die „Steintechnik“- Schöpfungen bereits bekannt. Eine Zwettlerin, die an der Entwicklung der Technik maßgeblich beteiligt ist, betreut ein Kunstgewerbe-Atelier in Wien. Die Anfangserfolge haben nicht nur im eigenen Land ihre Früchte gezeigt, man findet großes Interesse daran auch in Deutschland und Brasilien.

Das kleine Herz des Waldviertlers, die Stadt Zwettl am Kamp, möge mit dieser neuen heimischen Produktion einen musischen aber auch wirtschaftlichen Kontakt zur großen Welt erhalten.

Willi Engelmayer

Der Dürnhof bei Stift Zwettl gefährdet!

Bereits vor Jahresfrist haben wir darauf hingewiesen, daß der noch stehende Teil des ehemaligen Gutsbetriebes Dürnhof bei Stift Zwettl durch Witterungseinflüsse schwerstens gefährdet wäre, da das Dach schadhaft sei. Nach Ablauf von zwölf Monaten sind die Löcher im Dach — interessanterweise zumeist über dem Mauerwerk — noch größer geworden und im Gebäude sind eindeutig die Spuren von mutwilliger Zerstörung zu sehen. Abgesägte Dachbalken, eingeschlagene Zimmerdecken und Löcher in den beiden Gewölbten der Kapelle zeugen davon.

Der Österreichischen Kunsttopographie aus dem Jahre 1940 entnehmen wir über den ehemaligen Meierhof des Stiftes Zwettl folgendes: „Der Dürnhof, macra curia genannt wegen des schlechten Bodens und mageren Ertrages, wurde vom Stifte angelegt, als die beiden alten Grangien Pötzels und Geißbruck wegen ihrer zu großen Nähe zum Kloster aufgelassen wurden. Der Name der neuen Grangie kommt zum erstenmal in einer Bulle des Papstes Innozenz III. vom 30. Jänner 1210 vor.

Im Jahre 1289 brannte der Hof ab und Abt Ebro verwendete für den Wiederaufbau die zwei Talente, die der Vizedom Ulrich von Buchberg dem Kloster geschenkt hatte. Am 6. April 1294 erteilte Bischof Bernhard von Passau den Besuchern der von ihm am 3. April geweihten Kapelle des hl. Paulus im Dürnhofe Ablässe, ebensolche auch Bischof Wulfing von Bamberg im Jahre 1300.

1290 und 1522 ließen die habsburgischen Landesfürsten in der Nähe des Hofes vergeblich auf Silber graben. 1473 wurde der Hof von Herrn Platz von Starhemberg niedergebrannt. Am 6. Dezember 1494 weihte der Passauer Weihbischof Nikolaus die Kapelle in Dürnhof von neuem ein. Abt Melchior von Zauberg gab dem Hof die spätere Gestalt, doch wurde unter Abt Berthold das mittlere freistehende Gebäude abgebrochen. Am 1. September 1938 wurde der Dürnhof vom Deutschen Reich (Wehrmacht-Fiskus-Heer) erworben. Mit dem Hofe wurden 158 Hektar Wald abgetreten.

Der 2,2 Kilometer westlich vom Kloster gelegene im großen Viereck von einer alten Bruchsteinmauer umschlossene Dürnhof war sodann das Zentrum eines riesigen Militärlagers: zuerst der Deutschen Wehrmacht und nach 1945 einige Jahre hindurch der Roten Armee der sowjetischen Besatzer. Diesen ist es auch zu „danken“, daß mit dem Lager auch gleich sämtliche Wirtschaftsge-

bäude des Hofes abgebrochen und an die Zivilbevölkerung als Baumaterial verschachert wurden.

Das noch stehende einstöckige Wohngebäude an der Nordseite des weitläufigen Hofes ist geziert mit einer hübschen Renaissancelaube im Oberstock, an der im Osten eine gotische Kapelle angebaut ist. Die Laube besteht aus drei Rundbogen, die auf vier toskanischen Granitsäulen ruhen. Vorne ist es durch ein Steingeländer abgeschlossen und innen gewölbt. Es wäre möglich, daß dieser für einen Meierhof ungewöhnliche Schmuckbau aus den um 1730 abgebrochenen Laubengang der alten Abtei vom Ende des 16. Jahrhunderts stammt, der auf alten Klosteransichten des 17. Jahrhunderts zu sehen ist.

Das alte Schindelsatteldach (nach Aufnahme von 1908) wurde 1930 durch ein Ziegeldach ersetzt. Leider sind die schönen Rosettenschlußsteine des Kreuzrippengewölbes in der Kapelle bereits herausgeschlagen worden und durch die dadurch entstandenen Löcher kann man bereits dem Himmel sehen.

Der aus dem Jahre 1685 stammende Brunnen im Hofe mit einem achtseitigen steineren Becken, das von Cherubsköpfen und Fruchtgehängen verziert war, ist ebenfalls verschwunden. Das Becken stammte aus dem Konventgarten des Klosters und wurde erst 1834 hierher übertragen.

Dem Vernehmen nach, hat der heutige Eigentümer des Dürnhofes, das Österreichische Bundesheer (Verteidigungsministerium) keinerlei Interesse mehr an der Erhaltung des Baues, da man hier eine Panzerkaserne errichten möchte. Nichts gegen die Panzerkaserne, aber muß diese gerade dort gebaut werden, wo der altehrwürdige Dürnhof steht?

Das Kasernengelände würde sicherlich bei entsprechender Planung sogar das einstmals repräsentative Gebäude gewinnen. Den Deutschen und den Sowjets fiel es nicht ein, den Dürnhof zu schleifen, soll dies gerade unter der Herrschaft unseres eigenen Heeres geschehen?

BEZIRK HORN

Oberschulrat Müllner: Die Wahrheit über Johann Georg Grasel

Harth. — Am Sonntag, 20. März sprach Oberschulrat Direktor Franz Müllner aus Bad Deutsch-Altenburg im Pfarrheim Harth über das Thema „Die Wahrheit über den Räuber Johann Georg Grasel“. 200 Gäste waren gekommen, um den interessanten Auslegungen zu lauschen. Während der drei Stunden des Vortrages herrschte gespannte Aufmerksamkeit im Vortragsraum, der bis auf den letzten Platz besetzt war; sogar Notsitze hatte man einschieben müssen.

Bildungswerkleiter Othmar Lemp begrüßte den Redner im Namen der Pfarre. Pfarrer Weidinger stellte dann Direktor Müllner, der wie er selbst aus der Pfarre Felling gebürtig ist, vor.

Nicht nur der Lebenslauf Grasls wurde dargelegt, sondern es wurde auch ein guter Einblick in die damaligen Zeitverhältnisse gegeben. Besonders der Umstand, daß es damals noch keine Gendarmerie, wie wir sie heute haben, gab, erlaubte es, daß sich in unserer Heimat regelrechte Räuberbanden bilden konnten. Die Dienstzeit beim Militär von 14 Jahren war ferner Schuld daran, daß es im Lande sozusagen von Deserteuren wimmelte. Da die Abdecker oder Wasenmeister von der anderen Bevölkerung gemieden wurden, bildeten sie unter sich eine eigene Kaste und verheirateten sich auch nur „standesgemäß“. So war es Grasel, der aus einer solchen Familie stammte, möglich, bei seinen Standesgenossen nicht nur Unterschlupf, sondern auch bereitwillige Helfer bei seinem Diebshandwerk zu finden.

Das Katholische Bildungswerk Harth hat durch diese Veranstaltung wieder einmal gezeigt, daß es bemüht ist, wertvolle Veranstaltungen zu planen und durchzuführen.

Eggenburg

Vor 500 Jahren wurde die Klosterkirche konsekriert

Die Redemptoristenkirche gehörte ursprünglich höchstwahrscheinlich dem Augustiner Chorherrnstift Klosterneuburg. Etwa 1460 übernahmen Franziskaner die Seelsorge in dieser Kirche. Sie wurde von den Franziskanern gründlich renoviert und der Priesterraum vergrößert. Damals wurde der Hochaltar wahrscheinlich dort aufgestellt, wo jetzt die Kommunionbank steht. Mit Ausnahme der Seitenkapelle (Familienkapelle 1863, Lourdeskapelle 1888, Beichtkapelle 1885 eingeweiht) und des Turmes, der 1844 erbaut wurde, hatte die Kirche das heutige Aussehen. Sie wurde am 4. Juli 1466 vom hochwürdigsten Herrn Sigismund, Weihbischof von Passau, konsekriert.

Die Kirche hatte im Laufe der Zeit viel gesehen und erleben müssen. 1787 wurde die Kirche profaniert und ein Jahr darauf verkauft. Ungefähr 20 Jahre lang diente sie als Fabrik. Der Priesterraum wurde abgemauert und diente einem Tischlermeister als Wohnung. Er wurde dort Vater von zwei Söhnen, die dann später in dieser Kirche als Sängerknaben mitwirkten.

Am 11. Juli 1808 brannte sie ab; von den 203 Häusern blieben in Eggenburg damals nur 17 kleine Häuschen stehen.

Die Kirchenruine wurde dann am 8. Mai 1833 von den Redemptoristen gekauft, die sofort alle Brandschäden beseitigten. Bereits am 8. September des gleichen Jahres konnte sie schon vom hochwürdigsten Herrn Jakob Frint, Bischof von St. Pölten, wiederum eingeweiht werden.

Die Klosterkirche wurde 1896 von Max Schmalz nach seinen Plänen ausgemalt.

Die jetzige Klosterorgel ist aus dem Jahre 1905; sie wurde damals umgebaut und vergrößert von Franz Kapek aus Krems.

Hundert Jahre Gnadenbild

Vor 100 Jahren haben die Redemptoristen von Papst Pius IX. das Bild „Maria, Mutter von der immerwährenden Hilfe“ zur Verehrung geschenkt erhalten. Von der Insel Kreta wurde es im Jahre 1499 nach Rom gebracht und geriet ganz in Vergessenheit. Der Jesuitenpater Blosi regte die Verehrung dieses Bildes in einer Predigt an. Pius IX. überließ es 1866 den Redemptoristen. Der Papst erkannte den segensreichen Einfluß der Verehrung dieses Bildes und gab seine Zustimmung zu einem Muttergottesfest unter dem Titel: „Maria von der immerwährenden Hilfe“ mit einem eigenen Meßformular und eigenen Tagzeiten. Die Verehrung dieses Gnadenbildes ist so sehr populär geworden, daß es in vielen Pfarrkirchen zu finden ist.

In der Klosterkirche wurde am 17. Juni 1877 dieses Gnadenbild aufgestellt.

Sondersehau im Krahuletz-Museum: Buntes Wachs

Die vorjährige Sonderausstellung des Krahuletz-Museums: „Gebildbrote und Lebzelten“ brachte den größten Erfolg aller Sonderausstellungen, die nach dem Zweiten Weltkrieg veranstaltet wurden. 10.631 zahlende Besucher wurden registriert.

Zieht man noch in Betracht, daß die Straße Maissau-Eggenburg für die Besucher aus Wien beinahe unpassierbar war und die Wandertage der Mittelschulen im Herbst 1965 verboten waren, so kann man mit der erreichten Besucherzahl durchaus zufrieden sein.

Nach monatelangen Versuchen wurde im Winter 1965 ein Verfahren gefunden, um die uralten Birnholz-Model abzugießen und einzufärben. Der Prä-

parator des Krahuletz-Museums, J. Hamböck, hat sich in dieser Sparte seines weitläufigen Arbeitsbereiches eine staunenswerte Fertigkeit angeeignet und so wesentlich dazu beigetragen, dem Museum neue Freunde und Besucher zu gewinnen.

Die neue Sonderschau 1966, „Buntes Wachs“ ist bereits geöffnet: sie verspricht wiederum ein großer Erfolg zu werden. In dieser Schau sieht man Wachspossierungen aus dem 18. und 19. Jahrhundert; die prachtvollen Wachsstücke stammen zum Teil aus Leihgaben der Frau Stephanie Neusser, ebenso die sehr alten Votivgaben aus Bienenwachs, die man heutzutage in den Wallfahrtsorten kaum noch finden kann. Einen wesentlichen Teil des Ausstellungsgutes umfassen die dekorativen Abgüsse von Birnholz-Modellen, deren ältester aus dem Jahre 1607 stammt. Daneben findet der Besucher noch eine ganze Anzahl der verschiedensten Objekte aus Wachs, dem einst so beliebten Werkstoff.

So empfängt der Besucher ein fast lückenloses Bild einer längst vergangenen Handwerkskunst. Wachsabgüsse waren und sind jetzt wieder ein sehr beliebtes und auch sinnreiches Mitbringsel von der Wallfahrt oder der Urlaubsreise. Auch dieser alte schöne Brauch wird durch die Ausstellung „Buntes Wachs“ neu belebt. Der Besucher der diesjährigen Sonderschau hat die Möglichkeit, ein Duplikat eines der ausgestellten Wachsstücke zu erwerben.

Die Sonderschau 1966 kann täglich, auch an Sonn- und Feiertagen, von 9 bis 11 Uhr und von 14 bis 16 Uhr besichtigt werden. Für Museumsbesucher ist der Eintritt frei.

F. S.

Wildberg bei Messern

Im Vorjahr wurde das Schloß Wildberg an einen ausländischem Hotelier verkauft. Mit den Adaptierungsarbeiten zu einem Schloßhotel wurde begonnen. Es ist zu hoffen, daß damit dieses historische Gebäude (Farben Rot-Weiß-Rot!) gerettet wird.

BEZIRK Waidhofen

Großgemeinde Ludweis

Mit einem Festgottesdienst und einer anschließenden Festsitzung des neuen Gemeinderates feierte die neue Marktgemeinde Ludweis offiziell den Zusammenschluß der beiden Gemeinden Ludweis und Drösiedl.

Waidhofner Vergangenheit im Film

Zwei sehr interessante Schmalfilme wurden im Kino Waidhofen einem geladenen Publikum vorgeführt.

Ein Film vom Jahre 1925 über die Fronleichnamsprozession zeigte noch den alten „Bürgerchor“ Waidhofens. Der zweite Film war dem Fremdenverkehr gewidmet; er zeigte den Heimatdichter Schadek und die leider schon verstorbene Malerin Brabbee.

Es wäre sehr begrüßenswert, wenn diese Filme einem breiteren Publikum, besonders auch den Schülern, gezeigt würden, die dadurch einen besseren Einblick in die Entwicklung der Stadt in den letzten 50 Jahren gewinnen könnten.

Vielleicht könnte die Stadtgemeinde auch jetzt wieder einmal einen Film über die Stadt drehen, um der Nachwelt das Gegenwartsbild zu hinterlassen.

Waldviertler Heimatbund

Ordentliche Vollversammlung

Sonntag, den 22. Mai 1966, um 9 Uhr vormittags, im Gasthof „Zum goldenen Kreuz“, Krems, Langenloiserstraße 4.

Tagesordnung:

1. Eröffnung durch den Vorsitzenden
2. Rechenschaftsbericht über das Vereinsjahr 1965
3. Rechnungsabschluß für 1965
4. Genehmigung der Kassengebarung
5. Wahl des Vorstandes
6. Wahl der Rechnungsprüfer
7. Festsetzung des Mitgliedsbeitrages
8. Beschlußfassung über eingebrachte Anträge (diese müssen spätestens vier Tages vor der Vollversammlung beim Vorstände eingebracht werden).
9. Allfälliges

Lehrer ehrten Regierungsrat Pernauer

Zu einer eindrucksvollen Feier zu Ehren von Regierungsrat Franz Pernauer, Bezirksschulinspektor von Krems, der am 4. März seinen 60. Geburtstag beging, gestaltete sich das Festkonzert des Bezirkslehrerorchesters am Nachmittag des 7. März im Stadtsaal im Parkhotel.

Die Begrüßung nahm der Obmann des Bezirkslehrerorchesters, Direktor Oberschulrat Heppenheimer, vor, der neben den Ehrengästen vor allem den Jubilar Regierungsrat Pernauer und dessen Gemahlin willkommen hieß. Die Festrede hielt Hauptschuldirektor Karl Wöber. Er zeichnete den Lebensweg Pernaurs als Lehrer und Politiker in sachlicher und persönlicher Schau, aus den umfangreichen Ausführungen Direktor Wöbers entnehmen wir die wesentlichsten Punkte: Franz Pernauer ist der Sohn einer Weißenkirchner Weinhauerfamilie. Er studierte an der Bundeslehrerbildungsanstalt Krems und maturierte am 26. Juni 1926. Zwei Jahre später erhielt der junge Lehrer seine erste Anstellung an der Volksschule Scheibbs. 1933 legte Franz Pernauer die Lehrbefähigungsprüfung für Hauptschulen ab und kam nach Krems an die Knabenhauptschule. 1938 wurde der Patriot Pernauer als Lehrer entlassen und arbeitete im Privatdienst. Von 1940 bis 1945 war Pernauer als Soldat im Weltkrieg in Frankreich und Rußland. Nach Kriegsende vertraute man dem pflichtbewußten Mann die Stelle des ersten Präsidenten des Landesschulrates für Niederösterreich an. Freiwillig übernahm Pernauer jedoch kurz danach den Posten des Schulinspektors der Bezirke Krems. 1950 folgte als erste Auszeichnung der Titel „Regierungsrat“. Im selben Jahre wurde Pernauer Obmann des Lehrervorschlagsausschusses für Niederösterreich, seit 1965 ist Regierungsrat Pernauer Vorsitzender der niederösterreichischen Lehrerernennungskommission.

Auch der Waldviertler Heimatbund beglückwünscht sein verdienstvolles Vorstandsmitglied zur Vollendung seines 60. Lebensjahres. Mögen Regierungsrat Pernauer noch viele Jahre erfolgreichen Schaffens gegönnt sein!

Buchbesprechungen und Zeitschriftenschau:

Stadtbuch der Weinstadt Langenlois. Langenlois: Selbstverlag 1956. 97 S., 7 Bildtafeln, 8°.

Nach mehreren Jahren der Pause ist wieder ein Stadtbuch erschienen. August Rothbauer, der verdienstvolle, leider allzufrüh verstorbene Langenloiser Heimatforscher, gibt eine ausgezeichnete Darstellung der Stadtgeschichte. Es folgt ein Verzeichnis der Richter und Bürgermeister seit 1238, und ein kurzer Überblick über die letzten 20 Jahre Aufbauarbeit. Die Organisation des städtischen Magistrates, die Namen der Gewerbetreibenden und das Einwohnerverzeichnis beschließen das reichbebilderte Bändchen.

Festschrift zur Eröffnung und Einweihung der neuen Gebäude der Volksschule und Hauptschule in Schrems, Niederösterreich am 25. September 1965. 20 Blatt, zahlreiche Abbildungen. Quer 8°, broschiert. Es ist dem rührigen Hauptschuldirektor OSR Otto Mölzer zu danken, daß diese ausgezeichnet gestaltete und bebilderte Festschrift erscheinen konnte. Sie bietet neben einem kurzen historischen Überblick über die Geschichte des Schremser Schulwesens vor allem einen technischen Bericht über den Neubau sowie dessen Finanzierung und über die Ereignisse der Nachkriegsjahre bis 1965. Ein wertvolles Heftchen, welches besonders für spätere Zeiten einen wichtigen Beitrag zur Lokalgeschichte darstellt.

Josef Fuchs: Mureichs—Ullrichs. Ein Waldviertler Dorfbild im Rahmen seiner Herrschaft Kirchberg am Walde. Wien, in Selbstverlag 1965. 156 Seiten, 2 Pläne, 4°, Maschinenschrift.

Die mit Bienenfleiß und hervorragender Sachkenntnis gestaltete Heimatgeschichte des Geburtsortes des Verfassers hat bereits im ersten Heft des Jahrganges 1965 unserer Zeitschrift auf Seite 21 ihre entsprechende Würdigung erfahren. Inzwischen faßte Josef Fuchs die zweibändige Urschrift in einen einzigen Band zusammen, was der Arbeit durchaus zum Vorteil gereicht. Er gliedert das Ganze in drei Teile: Besiedlung und Geschichte, Häusergeschichte und Familienblätter.

Neben dem unverändert übernommenen historischen Teil formt er die Häusergeschichte ab dem 16. Jahrhundert straffer und ergänzt die Ortskunde in glücklicher Weise mit einer Zusammenstellung der alten bodenständigen und haussässigen Sippen und Familien. Damit bietet er auch dem Familienforscher eine wertvolle Fundgrube. Er hat zu diesem Zwecke nicht nur alle Grundbücher der Herrschaft sondern auch die Pfarrbücher durchgearbeitet. Dieses vorbildlich gestaltete Lebenswerk des Verfassers, mit dem er seinem Heimatort ein bleibendes Denkmal gesetzt hat, konnte leider nicht im Druck erscheinen. Abschriften davon befinden sich aber im Niederösterreichischen Landesarchiv, in der Universitätsbibliothek, in der Nationalbibliothek, in der Gmünder Bezirks-Lehrerbibliothek, im Pfarrarchiv Kirchberg am Wald und beim Verfasser.

Ergänzend wäre noch zu erwähnen, daß vorliegender Fassung zwei Grundrisse des Ortes beigegeben sind. Pongratz

Edmund Daniek: Die Bourbonen als Emigranten in Österreich. Wien: Bergland-Verlag 1965. 142 Seiten, zwei Nachkommentafeln, zahlreiche Bilder, kl. 8°, broschiert.

Der Verfasser, ein Mitarbeiter unserer Zeitschrift und anerkannter Heimatforscher, versucht dem Schicksal jener Bourbonen nachzuspüren, die als politische Emigranten im 19. Jahrhundert in Niederösterreich geweiht haben. Es

betrifft dies vor allem den französischen König Karl X., der nach kurzer Regierungszeit 1830 nach Prag emigrierte und zeitweise auch das Schloß Kirchberg am Walde bewohnte. Mitglieder der königlichen Familie, insbesondere der Kronprätendent der Graf von Chambord, wohnten dort. Später erwarben sie die Herrschaften Frohsdorf und Schwarza bei Wiener Neustadt. Das Buch ist sehr anregend und lebendig geschrieben. Es bietet einen guten Einblick in die weltpolitischen Verhältnisse jener Zeit und in die Familienverhältnisse der Bourbonen, welche Kirchberg im Jahre 1869 verkauften, die anderen Schlösser aber bis in die jüngste Vergangenheit besaßen.

Josef Buchinger: So war es einmal. Scherz und Spott — ein Beitrag zur niederösterreichischen Volkskunde. Wien, Verf. 1965. 180 Seiten, Maschinschrift, broschiert, 4°.

Professor Buchinger, sammelte in jahrelanger Arbeit eine Fülle von Scherz- und Spottversen, Volksweisheiten und Schwänken, über die niemals geschrieben wurde, weil sie nur dem engsten Kreis der Dorfgenossen bekannt waren und vor Außenstehenden strengstens gehütet wurden.

Wir müssen dem Verfasser dankbar sein, daß er altes Volksgut, welches in wenigen Jahren gänzlich verschwunden sein wird, gesammelt und für die Nachwelt aufbewahrt hat.

Helmut und Hilde Leiter: Das alles ist Kärnten. Ein Mitbringsel. Gezeichnet von Hilde Leiter. Wien, Forum-Verlag 1965. 74 Seiten, kl 8° broschiert.

Leiter ist unseren Lesern schon als Autor jener so entzückend geschriebenen Waldviertler Heimatkunde bekannt. (Waldviertel 1964, Seite 190.) Mit der gleichen Lebendigkeit ist auch Kärnten gesehen und beschrieben. Leiter spricht von allem: Burgen, Seen, Land und Leute, Fremdenverkehr und all die vielen kleinen landschaftlichen Rivalitäten zwischen den Sprachgruppen und Städten. In diesem schmalen Bändchen kann man mehr erfahren als aus umfangreichen Fremdenführern. Wie treffend charakterisiert der Verfasser jenes liebenswürdige Völkchen in Österreichs Süden: „Sie sind fröhlich und gemütlich mit einem Hang zum „leilosen“, sie sind genußfroh und musisch, sie singen gern, sie halten bei ein wenig Schlamperei auf Sauberkeit, sie sind hilfsbereit, aufgeschlossen dem Fremden gegenüber und verbindlich — und können sich jederzeit auf eine gewisse Wurschtigkeit zurückziehen. Sie sind Alpenbewohner ohne knorrig zu sein, sie sind fleißig ohne Ameisen zu werden. Für mich sind sie die Inkarnation des Österreicher. „Fürwahr „ein Mitbringsel“, das jeder gerne seinen Freunden schenken wird!“ W. P.

Neuerscheinungen

Josef Filsmaier: Schönberger Heimatbuch. Eine Chronik der Marktgemeinde. Wien, Österreichischer Agrarverlag 1966. 141 Seiten 4 Tafeln, 5 Pläne. 8°.

Mitteilungen des Kremser Stadtarchivs. 5 Jahrgang, Krems an der Donau 1965. 174 Seiten. 8°.

Adreßbuch der Stadt Krems. Krems, Josef Faber, 1966. 330 Seiten. 8°.

Blockheideführer. Neuauflage, Herausgeber Verschönerungsverein Gmünd und Umgebung — Arbeitskreis Blockheide Eibenstein 1965. 16 Seiten 5.—S.

Der bereits 1964 erschienene Führer durch die Blockheide kam kürzlich neu und etwas verändert heraus. Er ist sowohl was Text und Bildmaterial

anlangt, gut gelungen. Die wissenschaftlichen Beiträge stammen von Dr. Lot-har Machura, der einen kurzen Überblick über die Granitlandschaft des Wald-viertels gibt und Dr. Alois Kieslinger, der wieder einmal darauf hinweist, daß die Granitblöcke des Waldviertels keine Findlinge sind. Eine kurze Zu-sammenstellung enthält auch die Namen der verschiedensten Steingebilde im Bezirk Gmünd, es wäre ganz gut gewesen, hätte man auch die Orte angegeben, wo sie zu finden sind. Es wurden auch Gedichte von Josef Pfandler, Wilhelm Szabo und Hans Giebisch in die Broschüre aufgenommen. Die Photos stammen ebenfalls von Dr. Machura und zeigen die schönsten Granitgebilde der Block-heide. Beigefügt sind noch ein Orientierungsplan der Blockheide und ein Hinweis auf das Gmünder Stadtmuseum.

Othmar K. M. Zaubek

Marienwallfahrt Hoheneich Neuauflage 1965 Herausgeber Pfarrer Jo-hannes Siegmund, Druck Berger Gmünd, 16 Seiten Kleinformat.

Ein sehr gut gelungener Wallfahrtsführer mit kurzgefaßten, aber wissen-schaftlich genauen historischen und kunstgeschichtlichen Angaben. Die Neu-auflage erschien im doppelten Umfang und bringt u. a. eine genaue Schil-derung des Wunders aus dem Jahre 1621, interessante Daten aus der Pfarr-chronik und einen sehr gut und dabei kurz abgefaßten kunstgeschichtlichen Überblick. Die Abbildungen behandeln das Wunder, die Mirakeltür und zeit-genössische Darstellungen, sowie die Kunstschätze der Wallfahrtskirche. Auf der letzten Seite wurde ein recht guter Orientierungsplan von Hoheneich und seiner Umgebung abgedruckt.

Othmar K. M. Zaubek.

Hippolytkalender 1966 Diözesankalender St. Pölten 1966, 136 Seiten, 12 S.

Etwa 50 Seiten dieses Büchleins sind einem kunstgeschichtlichen und historischen Überblick über die Pfarren der Diözese St. Pölten gewidmet. Dies-es Jahr werden die Pfarren von Amstetten bis Dürnstein in alphabetischer Reihenfolge besprochen. Diese Besprechungen werden in den nächsten Jah-ren fortgesetzt werden, so daß in nicht all zu langer Zeit ein gesamer Führer durch die Diözesanpfarren vorliegen wird. Die Beiträge versuchen möglichst kurz das Wichtigste aus der Geschichte und über die jeweilige Pfarrkirche festzuhalten, was auch in den meisten Fällen gelingt. Der Beitrag beginnt mit einem kurzen Überblick über die Ortsgeschichte, Ortsname, Gründungszeit, Errichtung und Geschichte der Pfarre. Hierauf folgt eine Beschreibung der Kirche, Altäre, Orgel, Glocken, eventuell Kapellen im Pfarrgebiet. Das Bild-material wurde sorgfältig ausgewählt und ist durchaus zufriedenstellend.

Othmar K. M. Zaubek



Unsere Heimat. Monatsblatt des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich. 39. Jahrgang, Wien 1965, Heft 10/12.

Aus dem Inhalt: Die niederösterreichische Landesregierung und das Wiener polytechnische Institut. Zur Gründungsgeschichte der Technischen Hochschule vor 150 Jahren; Gedanken zur Deutung niederösterreichischer Siedlungsnamen; Fr. Wawrik, phänologisch klimatologische Beobachtungen im Kienberger Talboden (an der Erlauf); Hans Spreitzer, Maler und Bildhauer in Mistelbach; Berichte, Nachrufe, Besprechungen.

Österreich in Geschichte und Literatur. 9. Jahrgang, Heft 10, 10. Jahrgang, Heft 1/2. Wien 1965, 1966). Aus dem Inhalt: Gerda Koller, Das Kaisertum Friedrichs III.; Franz Wolf, Universitätsprofessor Dr. Josef Hyrtl; Hans Vogel-sang, Johann Nestroy — Satiriker des Wortes und der Gebärde; Franz Huter, Rudolf IV., die Vorlande und die Erwerbung Tirlos; Johann Auer, Antisemistische Strömungen in Wien 1921—1923; Rudolf Neck, die Arbeiterschaft in der sozialen und politischen Geschichte Österreichs; Robert Mühlher, Rilke und Cé-zanne; Herbert Seidler, der Habsburger Mythos in der modernen österreichischen Dichtung; Univ.- Doz. Dr. Otruba gibt in seiner Zeitschriftenschau 1965 eine vorzügliche Zusammenstellung aller heimatkundlichen Artikel über Niederösterreich. Daß auch die Beiträge in unserer Zeitschrift entsprechend gewürdigt werden, erfüllt uns mit großer Genugtuung; Leopold Scheidl, Elektrizitätswirtschaft und Wassernutzung in Österreich; Nachrichten und zahlreiche Buchbesprechungen.

Der Schlern. Illustrierte Monatshefte für Heimat und Volkskunde. 40. Jahrgang, Heft und 2. Innsbruck 1966. Aus dem Inhalt: Hans Kramer, Vorhundert Jahren — Tirol während des Krieges 1866; Klaus Fischer, Die Murkegel des Vintschgaues; P. Ortner, Seltene Vogelarten des oberen Pustertales; K. Wolfsgruber, Die Pfarrkirche von Toblach — Kirchenbau vor 200 Jahren; E. Pattis, Bozens Lichthöfe und Lichthauben; H. Fink, Die Schlacht bei Custozza; A. Maurer, Spuren des Eigenkirchenwesens in Tirol; Kulturberichte und Literaturschau.

Horner Kalender. 95. Jahrgang. Horn 1966. Dieser älteste noch erscheinende Waldviertler Kalender mit seiner reichen heimatkundlichen Tradition bringt auch diesmal einige bemerkenswerte Beiträge. Den Heimatforscher interessiert vor allem der Artikel von Professor A. Klaar über die Burgen Gars-Thunau, Raabs und Schallaburg. Weitere Beiträge zur modernen Burgenforschung sind die Artikel von Werner Hold, Burg Schratenstein bei Schratental und Ignaz Spieß, Die Burgruine Schauenstein am Kamp. Nette Erzählungen aus alter und neuer Zeit bilden den weiteren Inhalt des ansprechend gedruckten Heimatkalenders.

Kultur- und Stadtnachrichten aus Weitra. Folge 1—5, Weitra, 1965/66. Herausgegeben: Stadtamt Weitra.

Auf Anregung des rührigen Weitraer Vizebürgermeisters Hauptschullehrer Wilhelm Romeder erscheinen seit dem Vorjahr hektographierte Kultur-nachrichten mit zahlreichen heimatkundlichen Studien über alte Sgraffitohäuser, Beiträge zur Ortsgeschichte und Auszüge aus Waldviertler Dissertationen. Selbstverständlich wird über alle kulturellen Veranstaltungen der Volkshochschule berichtet und aktuelle Mitteilungen von allgemeinem Interesse zum Abdruck gebracht. Wir freuen uns, daß die alte Kuenringerstadt nun auch ihr eigenes kulturelles Sprachrohr besitzt.

W. P.

Seit 1844

Eduard Sachseneder

Langenlois am Kamp

FACHGESCHÄFT für TISCHLERPLATTEN
WERKSTÄTTEN für RADIO-FERNSEHGEHÄUSE in
Holz und Kunststoff

LUNDIA Schwedische Aufbauelemente für Lager-,
Archiv-, Büro- und Geschäftseinrichtungen in Holz,
Metall

„SACHS“ - Fertigdecke, edelfurniert

„SACHS“ - Fertigtafelparkett in Eiche, Esche,
Mahagoni

BUCHDRUCKEREI

JOSEF FABER

KREMS AN DER DONAU

Obere Landstraße 12, Telefon 2002 und 3040, FS. 07119

Prompte Lieferung von Merkantil-Drucksorten sowie Zeitschriften
und Werken in moderner und geschmackvoller Ausführung

Verlag der zehn Faber-Blätter

Niederösterreichische Land-Zeitung

Horner Kurier

Zwettler Nachrichten

Hollabrunner Heimatzeitung

Weinviertler Nachrichten

Korneuburg-Stockerauer Nachrichten

Badener Nachrichten

Illustrierte Nachrichten

Für die Bezirke Bruck Leitha und Schwechat

Wiener Neustädter Rundschau

Volkspost

für die Bezirke Aspang, Gloggnitz und Neunkirchen

Die vielgelesenen Wochenzeitungen Niederösterreichs

Spezialverlag für Trafik-Buchhaltungsbelege

Inhalt

Seite

Franz Rauscher: Zur Geschichte unserer Zeitschrift	89
Dr. Walter Pongratz: Waldviertler Heimatforschung	90
Josef Reisinger: Das Renaissancebürgerhaus im Waldviertel	96
Gerda Koppensteiner: Beiträge zur Geschichte von Schweiggers	101
Erich Schöner: „Ad Spizzum“	107
Irmgard Rothbauer: Ein Narrenbrief aus der Mitte des 17. Jahrhunderts	110
Josef Fuchs: Langschlägerwald	112
Hans Biegelbauer: Brauchtum im Jahreslauf	118
Franz Schmutz-Höbarthen: Die Herkunft der Sage von der Weißen Frau und dem Kind	121
Franz Hutter: Eine Donaugold-Wäscherei bei Melk	128
Dr. Karl Schöbl: Neues aus der Pöggstaller Pfarrkirche	131
Gustav Reingrabner: Tiefenbach bei Krumau	133
Josef Pfandler: Der Naturpark des Waldviertels	135
Othmar K. M. Zaubek: Die Kolomaniverehrung im Waldviertel	137
Hermann Prinz: Ostern im Waldviertler Volksbrauch	139
Hans Biegelbauer: Sagen aus dem Gemeindebereich von Kirchbach	140
Hermann Steininger: Eine Sator-Formel aus dem nordwestlichen Wald- viertel	141
Ein Waldviertler Bauernsohn (O. Pruckner)	144
Magda Dichler: Ostern	147
Fritz Kolbe: Die erste Beicht	147
Gerhard Proißl: Grüne Messe	151
Gertrud Weitensfelder-Anger: Märzwind	152
Maria Lastufka: Da Flurl	154
Sepp Koppensteiner: „Das „Rote Kreuz““	154
Hans Biegelbauer: Kurze Biographie — Anna Hahn	157
Anna Hahn: Zur Lichtfeier in Lehmbach	158
Othmar Pruckner: Die Wasserscheide im Raum nördlich von Vitis	159
Viktoria Schletzer-Schottek: Schlüssel auf der Landstraße	160
Waldviertler Kulturberichte	161
Buchbesprechungen und Zeitschriftenschau	182

Umschlagbild:

Das Bild auf dem Umschlag zeigt die Baublüte in der Wachau.
(Österreichische Fremdenverkehrswerbung)

Das Waldviertel

**Zeitschrift für Heimatkunde und Heimatpflege
vereinigt mit der „Waldviertler Heimat“**

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Waldviertler Heimatbund, Krems/Donau,
Obere Landstraße 12. Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walter Pongratz, Wien
18., Pötzleinsdorfer Höhe 37. Druck: Josef Faber, Krems, Obere Landstraße 12.
Jahresbezugspreis S 60.—; Einzelpreis S 20.—